



Berlin, den 27. Juli 1901.

Lucæ Offenbarung.

Das erste Kapitel.

Auffheißt des Buches; Ermunterung, es zu lesen. Israels Schuld und Strafe. Fröhliche Aussaat und schrecklicher Herbst. Von zweien Sonnen.

Dies ist die Offenbarung des Herrn, seinem Knecht gegeben, auf daß Der anderen Knechten zeige, was in der Kürze geschehen soll. Selig ist, der da liest und der da höret die Worte der Weissagung und bei sich behält, was darinnen geschrieben ist; denn die Zeit ist nahe. Nahe die Zeit, da in Israel Gutes und Böses in gleichen Schalen gewogen und die Schale des Bösen, wie ein des Zieles fehlender Pfeil, hinabschnellen wird, dieweil des Lasters Gewicht schwerer in die Wage fällt. Denn hoffärtig waret Ihr, übernahmets Euch und konntet genug nicht der Schätze häufen, die Rost doch und Motten fressen. Fröhlich schrittet Ihr über die Flur hin, unklugen Kindern gleich, die leichten Herzens der Lehre entliefen, und streutet mit flinkem Finger die Saat in die Furche, ohne zu fragen, was der Boden tragen, ertragen könne. Vieltausendfach, also sprachet Ihr zu dem Warner neben Euch und in der eigenen Brust, giebt er uns jedes Samenornes Segen zurück. Wie in jedem Venz die gute Schnur ihrer Schwieger, so wird seines Schoßes Fruchtbarkeit in jedem Herbst uns Freude bescheren. Vernt Eure Blindheit nie sehen? Die Zeit, zu ernten, ist gekommen. Was aber ward aus Eurer Saat? Schlaget an mit Eurer Sichel, mit scharfer Spitze: die Ernte der Erde ist dürr geworden. Wohl lacht Euch die Sonne, Wochen lang; doch die nicht, die aller Kraft junge

Flügel leicht und den Keim aus dem Korn lockt, sondern die jengende, die Knochen und Hirn müdet, den fleißigen Wirth faul werden läßt und mit früh und spät glühendem Strahl die Erdfeste dörrt. Ihr Antlitz flammt wie des rothen Drachen, den Johannes am Himmel sah: der hatte sieben Häupter und zehn Hörner und auf seinen Häuptern sieben Kronen. Und so ward mir gesagt von einer großen Stimme, als einer Vosaune: Siehest Du dieses Zeichen, dann setze Dich ohne Säumen und schreibe Dein Gesicht in ein Buch und sende es an die Gemeinen in Asien, gen Ephesus und gen Smyrna und gen Pergamus und gen Thyatira und gen Sardes und gen Philadelphia und gen Laodicea. Dieses that ich, als ein getreuer Knecht.

Das zweite Kapitel.

Von des Wahnes Vermögen, alten und neuen Götzen. Und von falschen Aposteln.

Hochmuth hatte Euch übermocht. Denn nichts frommt Euch als schlechte Zeit und nie lebt Ihr dem Herrn als in Zerrissenheit, bei Mißwachs, Ungemach aller Art und in Dürftigkeit. Nun aber war es geschehen, daß Ihr zu Segen kamet und in den Glanz; und gleich trübte sich Euer Sinn. Nicht lässig wart Ihr gewesen, hattet im Schweiß des Angesichtes geschafft, den in gleißender Schlangenhaut einherkriechenden Fluch zu erfüllen; und staunten die Völker weithin, bis zu den vier Enden der Erde, den Gog und Magog. Und begannen, zu flüstern, und sprachen: Diese kannten wir nicht bis auf den Tag, der ist; hielten sie für geringe Leute, die an der Scholle haften, arm an Gold und edlem Stein, knappem, undankbarem Boden mühsam die Nothdurst abbringend; lachten ihrer, hießen sie Träumer, Schächer und Becher, dem Buch bald und bald dem Becher geneigt, und müssen nun merken, daß uns vor ihnen auf der Hut zu sein ziemt; denn aus der Erde stumpfen sie Schatz um Schatz, ihre Arbeit ist der Nachbarschaft wohlgefällig und bringen auf den Markt die Waare des Goldes und Silbers und Edelgesteins und die Perlen und Seide und Purpur und Scharlach und allerlei Thinenholz und allerlei Gefäß von Elfenbein und von köstlichem Holz und von Erz und von Eisen und von Marmor und Zimmet, Räuchwerk, Salbe, Weihrauch, Wein und Del; und ihre Kaufleute haben zu lachen. Solches Gespräch kam auch zu Euch, denn die Welt ist klein geworden. Und wuchs Euer Stolz und wolltet nun Alles haben und mehr als Alle. Und an Allen sahet Ihr nichts mehr als die Fehler, nanntet sie hartherzig, dumm und trenlos und schluget an die Brust, darinnen Treue und Glaube und Kraft und Redlich-

keit wohnen. Denn die Väter hatten für Euch gesiegt, darband Euch des Wohlstandes Ruhbett bereitet; den Söhnen sollte der Erdkreis gehören, als dem aus aller Menschheit erwählten Volk. Ahmet den von Macht und gestapelten Gütern strotzenden Reichen nach, schlepptet aus aller Herren Ländern herbei, was an Einrichtungen, Gesez, Frucht, Gedanken Euch nützlich schien, und bedachtet nicht, daß der Boden lange in Demuth gebeten sein will, ehe er Fremdes, auf ihm nicht Gewachsenes trägt. Hatten Jene Reifiger helle Haufen: Ihr wolltet mehr haben; Märkte und Käufer: mehr; Fahrzeuge aller Art und fest gefügt gleich einer Mauer: mehr. Denn warum Jenen, nicht uns, die Erde? Vermögen wir nicht, was sie können, und sind weiser, nüchterner, reiner im Wandel und Handel? Und Denen, die längst nach dem Goldenen Kalbe geschickt hatten, war nun gute Zeit. Zwar mahnte Mancher, nicht vor dem alten Götzen wieder zu knien. Doch ringsum regten sich fleißige Hände, durch die Nacht gar glühten die Feuer, in deren Schein gearbeitet ward, und weichlichen Lotterthumes sahest Du keine Spur. So dient Keiner dem Kalbe. Essen und Schlote sind, Erdschlünde und Dämme die Wahrzeichen unserer Zeit; und in dieser Zeit ist uns geheissen, stark zu werden und der Heidenheit in unserer Waare unsere Gesittung zu bringen und unseren Christengeist. Zu solchem Werk riefen Viele, die im Kleid der Apostel gingen; und ermatteten nicht, zu sprechen: Draußen liegt, weit über den Wassern, Eurer Kinder an Frucht unererschöpflich reiches Land; das sollt Ihr, ehe die Nacht sinkt, bebauen! Große Schriftgelehrte waren darunter und gewaltige Herren, deren Stimmen siebenmal siebentaufend Händen gebot. Und Ihr folgtet dem Rathe Dieser, so sich Apostel nannten und Männer von morgen.

Das dritte Kapitel.

Von des Reiches Macht und Herrlichkeit. Aller Erdengräuel große Rutter.

Und des neuen Wesens Glanz beugten sich alle Häupter in allen Städten. Denn der Glanz kam vom Golde. Hämmern und Pochen und Stampfen und Rasseln von einem zum anderen Morgen. Güter müssen fertig hinaus und Güter müssen wir wirken für alle Lande. Weil aber oft der Mond wechselt, bis solcher Güter Preis in den Säckel fließt, und weil auch andere Völker Wagen und Schiffe mit weithin zu führender Waarenlast rüsten, ist Zweierlei nöthig: Waffengewalt, die den Bedürftigen zwingt, von dem Starcken zu kaufen, und Münze genug, um warten und der Hörigen

Hunger stillen zu können, bis die Güter den Vergüter gefunden haben. Also ward es vollbracht. Wer mochte da zu Wasser und Land Eurem Schlachtgeräth noch widerstehen? Und traten Männer zusammen, ernste, erfahrene Männer, und beriethen und sprachen: Einer vermag hier nichts mehr; zu Vielen müssen wir uns schaaren und ein Kopf dennoch sein und ein Schlund; nehmen müssen wir, was irgend zu haben ist, auch der Wittwe Scherflein, denn vieler Heller Ziffer rundet sich stattlich, und es Denen leihen, die voll muthiger Unternehmungskunst sind; so aber Solche fehlen, müssen in Jügernden wir die Lust wecken. Und thaten, wie sie gesagt; und nannten es eine Bank, gleich dem Gefüge aus Holz oder Stein, wo der Wanderer Ruhe findet und neue Kraft. Und gaben Zins und vom Zins wieder Zins, auf daß Alle kämen, die für eines Hellers Werth zu verleihen hatten. Und war ein Geizhals, der sich von seiner Habe, daß sie ihm nicht entschlüpfe, nicht trennen mochte, Dem ward gesagt: Willst Du das Deine ungenützt in die Truhe legen, statt daß es sich, für Dich arbeitend, mehrt? Fester sind unsere Truhen als Deine und schneller jungt Dein Heller, wenn er bei anderen liegt. So Du uns aber für Diebe hältst, hebe den Blick und schaue auf Die über uns. Ihrer sind Wenige; doch Jedes Name ist dem Vertrauen ein sicherer Hort und dem Schiff Deines Hoffens ein Anker. Bis ins Kleinste prüfen sie unser Thun, führen die Aufsicht und sitzen im Rath, der Alles beschließt; und die Besten des Landes wählen wir zu so wichtigem Werk. Das jedoch war nur Weim, um Gimpel auf die Ruthe zu locken. Denn Die im Aufsichtsrath saßen, hatten zwar Namen von feinem Klang, waren des neuen Handelswesens aber unkundig und wußten gar nicht, was in der Bank geschah; hörten auch nicht gern davon, weil sie den Sinn doch nicht verstanden hätten. Zweimal im Jahr kamen sie zusammen, selten öfter; wie sollten sie da fassen, was hundert Köpfe an mehr denn hundert Tagen eronnen, hundert Hände verwirrt und entwirrt hatten? Den Kaufleuten hatten sie, Würdenträger, verabschiedete Feldhauptleute, Hofdiener und Amtmänner des Königs, um hohen Preis ihren Namen verkauft; und waren geachtet und ward Keiner mehr bewundert denn Einer, der in recht vieler Handelsgeschäfte Aufsichtsrath saß. Die das Geld brachten, erfuhren von Alledem nichts; und kamen Alle, so daß die Bank leihen konnte nach Ost und nach West und neue Bedürfnisse schaffen, neue Gemarkung einhegen und brachliegende Felder düngen. Und wuchs des Reiches Macht und Herrlichkeit und regte sich überall Reid und schien nichts dem Vermögen unerreichbar. Doch im noch grünen Holz saß schon der Wurm. Denn Mammon war Gott; und galt nichts Anderes mehr als

blanke, geprägte Münze, woher sie auch kam; wer deren einen hohen Haufen gesammelt hatte, herrschte; und krümmten sich ihm alle Rücken. Dienten dem neuen Gott Schriftgelehrte und Künstler und lief, was sich auf seinen Vortheil verstand, aus dem schlechten Solde des Königs den Kaufleuten zu. Und war wie zu Babel, wovon Euch Johannes verkündet hat: von dem Weibe, das saß auf einem rosinfarbigen Thier und war gekleidet mit Scharlach und Rosinfarbe, mit Gold und edlen Steinen und Perlen; und trug an der Stirn den Namen: Die große Babel, die Mutter aller Gräuelt auf Erden. Ihr aber schloßet die Augen und schluget an die Brust, darinnen Treue und Glaube und Kraft und Redlichkeit wohnen, und wufstet in Zuversicht: Uns geschieht nach Verdienst.

Das vierte Kapitel.

Von Staat, Bank und Schwebem. Das dreizehnte Zeichen. Zeugung in Sünde.

Nach Verdienst ist Euch geschehen. Uner schöplich dünkte Euch dieser Erde Schoß und unmeßbar die Menge gemünzten Goldes. Und siehe: Ihr irrtet. Das gemeine Wesen habt Ihr zu Eurem Knecht, aus der Bank einen Thron gemacht; herrschtet und herrscht noch heute und lacht des Scheines, in den die alten Träger der Volksmacht sich kleiden; denn Ihr leitet den Staat und lenkt ihn in Eure Wege. Des Himmels Licht genügte Euch nicht. Ihr künstelt ein anderes, das die Nacht Euch zum Tag machen soll. Was in sieben Tagen geschaffen ward, verschmäht Ihr, fangt das Wehen des Windes, die in Eisen und Stein schlafende Kraft, laßt Euer Fahrzeug zu Land und zu Wasser von unsichtbaren Gewalten treiben und prahlt vor dem Herrn, der Euch in den Staub wies: Nicht lange mehr, so tragen selbstgefertigte Flügel uns zu Deinem Himmel empor! Ich aber sage Euch: Der Baum Eures Stolzes wächst nicht in den Himmel. Brüstet Euch immerhin und sprecht, der in der Hütte entlichene Hellen baut am anderen Ende der Erde eiserne Straßen, bringe reichlich Zins und vom Zins wieder Zins. Dem thörichten Knaben gleicht Ihr, die die Weite des prächtigen Rockes nicht ausfüllen konnte und vergebens in jedem Morgen die Glieder maß, ob sie denn noch nicht gewachsen seien. Eines Hand wird Eure Rechnung zerreißen; und auch den Wahn, mit seinen Schwärmen werde Lazarus bis zum letzten Tag für den Reichen frohnden. Seid Ihr denn wirklich blind und saht nie, wie es noch Jedem erging, der sich übernahm, des Vermögens Grenze nicht kannte? Als die Kraft schwand und Ihr merktet, daß auf dem Markt auch

aus anderen Ländern Waare feil war, zwanget Ihr listig den Staat, Euch lohnende Arbeit zu geben. Dem Wasser der Ströme sollte er neue Betten graben, neue Schiffskörper zimmern und gegen des Feindes Wurfgeschöß härten und in Waffen ausziehen, in weiter Ferne ein dicht wohnendes Volk zu knebeln, daß es fortan bei Euch allein kaufe. So oft Solches Euch gelang, schriest Ihr, als umfinge die Brunst Euch mit heißen Armen: Gerettet sind wir, gesichert ist unserer Kinder fruchtbares Land! Und kauftet Schreiber, daß sie nur Gutes meldeten und Keinem verriethen, wie es in Wahrheit um Euch stand, des Volksguts Verwalter, was Ihr plantet und wo es Euch fehle; daß gerade fehlet, was Ihr anbetet und nicht entbehren könnet. Zwölf Zeichen wolltet Ihr nicht sehen, zwölf dumpfe Donnerschläge nicht hören; dem dreizehnten aber folgete erst der Blitz. Und alles Volk blickte um sich und sah. Nichts half nun die Schlaueit der Schreiber, die sich stellten, als seien sie überrascht, als breche krachend nur Morfches zusammen, dem Frevlerhand den Schein blühenden Lebens aufgetüncht hatte. Alles Volk sieht entsetzt, was ist. Eine neue Welt mit unverbrauchter Kraft lächelt höhnißch Eures kleinen, hastigen Müheus. Und Ihr steigert die Hast und Einer überbietet den Anderen im Erfinden lockenden Gaukelspielles. Immer höheren Zins versprachet Ihr und Theil an reichem Gewinn und ließet nicht ab, neue Werkstätten zu bauen. Denn neue Veimruthen brauchtet Ihr und kein Trug war zu schlecht, die Heller heranzurufen. Und bei des Blüges Veuchten erst ward offenbar, was Ihr in Sünde gezeuget hattet, und das Gewimmel sicher Kinder kränkelder Eltern.

Das fünfte Kapitel.

Gleichniß vom verlorenen Sohn. Von Trebern und dem gemästeten Kalb.
Wahmung an Johannem.

Der gute Vater schließet keinem Kinde die Thür, und hätte es seinem Alter den einzigen Stab geraubt. Deß zum Zeugniß erzählte ich einst Euch von dem Mann, der zween Söhne hatte; und der Zweitgeborene war leicht von Sinn. Ging hin und brachte das ihm vom Vater getheilte Gut um mit Praffen, nahm schlechte Weibsbilder auf sein Lager und lebete in jeglichem Betracht als ein arger Sünder. Da seine Habe verthan war und er darben mußte, verdaug er sich einem Bürger, auf dessen Acker der Säue zu hüten. Und begehrte, seinen Bauch zu füllen mit Trebern, die die Säue fraßen; aber auch diese Treber gab Niemand ihm. Zum Vater schlich er, beugte

sich und sprach, er wolle der Sünde entsagen und tugendhaft wandeln. Weit wurden ihm die Arme geöffnet; und ward ein gemästet Kalb ihm geschlachtet, das beste Kleid gebracht und Hand und Fuß mit Zierath geschmückt. Das vernahm der Erstgeborene. Der war ein Ackerbauer. Hörte, als er vom Feld heimkam, das Gefänge und den Reigen, ward zornig und wollte wissen, warum Jenem, der in den Städten ein Luderleben geführt und das Vatergut vergeudet habe, ein Kalb geschlachtet werde, während er, der gehorsam und still seit den Jünglingsjahren die Scholle pflüge, wie einen Bock noch Lämmlein erhielt, daß er bei fetter Speise sich freue mit fröhlichen Freunden. Des Vaters Antwort habe ich Euch aufgezeichnet; und ist Keiner, der sie nicht weise nannte und liebevoll. Und wie mit dieses Mannes zween Söhnen, soll es geschehen mit Eures Landes verfeindeten Kindern, so Ihr bei Zeit Euch besinnet und durch alte Vernunft das neue Wesen ersetzt. Wollet Ihr Solches nicht und weicht der Hochmuth nicht vor dem Fall: wahrlich, Ihr werdet allzu spät dann an Johannem denken und Alles wird aus seiner Weissagung erfüllet werden, von den Kaufleuten, die Leid trugen, weil ihre Waaren Niemand mehr kaufen mochte, und von den Schiffherren, Schiffleuten und Denen, die auf dem Meere hantiren; auf ihre Häupter werden sie Staub werfen und schreien und weinen. Denn lebt Ihr so ferne von Babylon? Die sich Apostel hießen, werden ängstlich ihr Antlitz verstopfen. Und über der Sündenstadt Sturz, die hinsank wie im Beben der Erde verschlungen, der sie einst eilend entstieg, wird Freude im Himmel sein.



Aus Berlins Baugeschichte.

Im vorigen Jahr endete ein verhängnißvoller Absturz an dem sonst als höchst harmlos betrachteten Titlis im Berner Oberland das hoffnungsvolle Leben des berliner Privatdozenten der Nationalökonomie Dr. Paul Voigt. Man glaubte schon damals, zu wissen, wie viel die Wissenschaft in diesem erst achtundzwanzigjährigen Manne verloren hatte; man wußte auch, daß Voigt im Auftrage des Institutes für Gemeinwohl in Frankfurt a. M. an einer umfangreichen Studie über die Entwicklung der städtischen Grundrente in Berlin und den übrigen deutschen Großstädten arbeitete; er hatte einige Kapitel daraus als Habilitationsschrift der berliner Universität eingereicht und veröffentlichte kurz darauf einige andere Ergebnisse seiner Studien unter dem Titel „Hypothekenbanken und Beleihungsgrenze, ein Beitrag zur Frage der Mündelsicherheit der Hypothekenspfandbriefe.“ Damals bestand in einigen parlamentarischen Kreisen die Absicht, den Pfandbriefen der Hypothekenbanken Mündelsicherheit zu gewähren, und Voigt hielt sich für verpflichtet, auf Grund der Ergebnisse seiner Untersuchungen gegen diese Absicht zu protestiren, da er namentlich in den neueren Stadttheilen Berlins und seiner anschließenden Vororte den Beweis ganz ungeheurer Uebertaxirungen und eben so ungeheurer Ueberbeleihungen hatte erbringen können. Die Brochure machte großes Aufsehen; ihr ist mit zu danken, daß jene Absicht vereitelt wurde, und der furchtbare Zusammenbruch der Spielhagenbanken hat kurze Zeit darauf gelehrt, wie Recht Voigt mit seiner Anklage und Warnung gehabt hatte.

Jetzt ist durch Andreas Voigt in Frankfurt a. M. das hinterlassene Manuscript der großen Arbeit, aus der die beiden genannten Veröffentlichungen Auszüge boten, zum einen Theil herausgegeben worden; und jetzt erst kann man die Größe des Verlustes, den die Wissenschaft in dem früh Dahingeshiedenen erlitten hat, in seinem vollen Umfang erfassen. Der „Grundrente und Wohnungsfrage in Berlin und seinen Vororten“ betitelte Band — er ist als erster Theil bezeichnet — ist ein Werk, wie es nicht häufig aus der Wissenschaft hervorgegangen ist. Ein ungeheurer historischer und statistischer Stoff ist mit vorbildlicher Klarheit dargestellt. Es trägt alle Kennzeichen der Schule Schmollers, zu deren begabtesten Vertretern der Verstorbene gehörte.

Der historische Theil, mit dem das Werk beginnt, schildert die Entwicklung der Grundrente und der Wohnungsfrage in Berlin von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart in fünf Kapiteln.*)

*) 1. Zur älteren Geschichte Berlins (bis 1640). 2. Die Bau- und Wohnungspolitik des Merkantilismus. 3. Die Umgebung von Berlin vor Beginn der modernen Entwicklung. 4. Die moderne Entwicklung der berliner Vororte bis 1887. 5. Die moderne Entwicklung der berliner Vororte von 1887 bis zur Gegenwart.

Der erste Theil ist namentlich für den Reichshauptstädter von lebendigstem Interesse. Wir sehen, unterstützt durch eine Reihe von Uebersichtskarten, wie sich in allmählichem Wachsthum um den Kern der kleinen mittelalterlichen Handels- und Ader-Doppelstadt Berlin-Kölln Vorstadt nach Vorstadt ansetzt, und zwar weniger durch einen organischen Prozeß des Wachsthums als unter der Einwirkung des Willens der Herrscher, die ein sehr lebendiges Interesse haben, ihre Residenzstadt zu entwickeln. Das ist mit einer Liebe und Sorgfalt verfolgt, als wäre dieser Schlesier ein geborener Berliner gewesen.

Vom höchsten Interesse für unsere Zeit, in der doch mindestens schon eine Hälfte der bodenreformerischen „Rezerieren“, nämlich die Beurtheilung des städtischen Bodenwuchers, sogar in die zünftige Wissenschaft Aufnahme gefunden hat, ist die Boden- und Baupolitik des Merkantilismus, vom Großen Kurfürsten bis zum Tode Friedrichs des Großen. Es ist bekannt, daß Schmöller und seine Schule sich mit Erfolg bemüht haben, den Merkantilismus von dem Fluch der Lächerlichkeit zu befreien, dem die Anhänger der Naturlehre und ihre Vergrößerer vom Manchesterthum auf ihn gehäuft haben. Hier spricht eine starke Wahlverwandtschaft, denn der Merkantilismus ist ja in vieler Beziehung heute wieder Trumpf und wird gerade von der genannten Schule als Heilmittel gegen alle Schäden empfohlen, die angeblich die böse Theorie des *laissez faire, laissez aller* verschuldet haben soll. Ob diese Ehrenrettung gänzlich gelungen ist und gelingen kann, darüber habe ich hier nicht zu urtheilen; aber das Eine ist sicher, daß die Schilderung der Wohnungs- und Bau-Politik dieser anderthalb Jahrhunderte uns in die hellste Periode der Hohenzollern-Geschichte einführt und geeignet ist, uns mit tiefstem Respekt vor den Männern zu erfüllen, die nicht nur das Ziel, sondern auch die Mittel sahen, und das Bedauern zu erwecken, daß uns solche Männer nicht mehr beschieden zu sein scheinen.

Die Hohenzollern und ihre Beamten, Stadtpräsidenten oder wie sie sonst hießen, hatten nicht den geringsten Respekt vor dem „geheiligten Eigenthum“, wenn es sich um Grundeigenthum handelte. Das alte Volksbewußtsein war in ihnen noch sehr lebendig, daß der Grund und Boden ursprünglich Eigenthum der Gesamtheit, der Gemeinde, gewesen sei und daß der Herrscher, als das sichtbare Haupt der Gemeinschaft, ein Obereigenthum am Grund und Boden habe, mit der Befugniß, zwar nicht den Ufsuß, wohl aber den Misbrauch zu hindern. Es wurde denn auch so gehandelt, als sei das alte germanische Räden-Nutzungsrecht in Kraft, das dem Inhaber eines Bodensstückes den Gebrauch nur so lange gewährt, wie er es nutzt, das aber den „Heimfall“ an die Gesamtheit versüßt, wenn die Nutzung aufhört. So verordnete der Große Kurfürst, daß wüste Baustellen aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges von den Nachfolgern der ursprünglichen Besitzer binnen einem

halben Jahre mit Häusern zu besetzen seien; sonst würden sie eingezogen und anderen Baulustigen unentgeltlich abgegeben werden.

Aber diese klaren Politiker begnügten sich nicht nur mit negativen Maßregeln, nicht damit, Hindernisse einer gesunden Stadtpolitik wegzuräumen, sondern sie griffen auch positiv ein durch Förderung der Bauthätigkeit. Die Baulustigen wurden mit Steinen, Kalk, Bauholz, Fuhrn und sehr häufig auch mit großen Summen baaren Geldes unterstützt. Ja, häufig wurden Häuser ganz auf Kosten der kurfürstlichen oder königlichen Kasse gebaut und an Bürger verschenkt. Voigt zeigt sehr klar, welche Motive für diese etwas drastischen Maßnahmen vorhanden waren, die doch natürlich das platte Land zu Gunsten der Städte und namentlich Berlins befassten: es war erstens der natürliche Wunsch der brandenburg-preussischen Herrscher, ihre Hauptstadt zu einer möglichst stattlichen Ansiedlung zu entwickeln, und zweitens das sehr lebhafteste Interesse, das der Fiskus an der Accise hatte, die sich in jenen Zeiten schwacher Steuerleistungsfähigkeit immer mehr zum Rückgrat der Staatsfinanzen ausbildete.

Viel wichtiger jedoch als diese direkten Beihilfen zum Bau von Häusern, viel wichtiger als diese eigentliche Baupolitik war für die Gesundheit der städtischen Verhältnisse die Bodenpolitik der Hohenzollern. Sie haben durchgesetzt, daß bis über den Tod Friedrichs hinaus von einer eigentlichen städtischen Grundrente nur ganz vorübergehend die Rede sein konnte, obgleich die Stadt Berlin in dieser Zeit an Einwohnerzahl und Umfang riesig zunahm, theils durch Einwanderung fremder Elemente (Hugenotten, Salzburger u. s. w.), theils durch Vermehrung der militärischen Bevölkerung, die ja damals noch Frauen und Kinder umschloß, theils durch Zunahme der am kurfürstlichen und königlichen Hofe angehefenen Beamtenchaft. Dieses Wunder wurde dadurch erreicht, daß aus dem damals noch sehr großen Domänenbesitz in der Nachbarschaft der Hauptstadt immer Grund und Boden in sehr ausreichendem Maß für die Zwecke des Wohnungbaues ganz umsonst oder doch nur gegen einen fast nominellen Zins zur Verfügung gehalten wurde. Dadurch wurde wirksam verhindert, daß sich in den älteren Stadttheilen eine eigentliche Rente entwickeln konnte; so war Berlin die gesündeste Großstadt Europas und seine Einwohner bis in die tieferen Handwerkerstadien hinunter die bestbehausten, zufriedensten und loyalsten Staatsbürger ihrer Zeit. Mit welcher Energie die Regierung die Entstehung einer Grundrente zu verhindern verstand, geht aus einer Verordnung Friedrichs des Großen aus dem Jahre 1765 hervor. Während der Zeit der großen Kriege, in der ersten Regierungshälfte des Königs also, war die Baupolitik, die namentlich sein Vater, der viel verlästerte Soldatenkönig, mit der ihm eigenen zuckenden Energie gefördert hatte, einigermaßen vernachlässigt worden;

neue Stadttheile waren kaum angelegt worden; und so zeigte sich zum ersten Male eine Stauung der Bevölkerung. Die Folge war eine ziemlich wilde Bodenspekulation und eine beträchtliche Steigerung der Miethen, da die Bauhätigkeit mit der Zunahme der Bevölkerung nicht Schritt gehalten hatte. Zum Beispiel wurde Grumbkows Haus in der Königstraße, das 1750 für 19 000 Thaler verkauft worden war, 1765 für 50 000 Thaler weiter verkauft. Die vermehrte Bevölkerung fing zu klagen an; wichtiger war vielleicht, daß die Offiziere mit ihrem Servis nicht auskommen konnten. Und so erließ der König am fünfzehnten April 1765 eine Verordnung an das Kammergericht, die gleichzeitig in allen berliner Kirchen von den Kanzeln verlesen wurde und die in ihrem wesentlichen Theil lautet: „Wir haben mit dem größten Mißfallen wahrgenommen, daß in Unserer Residenzstadt Berlin der bisher eingerissene Wucher mit Häusern und die aufs Höchste getriebene Steigerung der Hausmiethen, ungeachtet Unserer dieserhalb immEDIATE erlassenen scharfen Verordnungen, noch bis dato beständig fortbauere und Beydes groß Theils seine Schutzwehre in der gemeinen Rechts-Regul: Kauf bricht Miethe finde, als welche bisher den Käufer berechtigt, den Miether ungeachtet seines mit dem Verkäufer eingegangener Kontrakt noch nicht zu Ende, nach Gefallen auszutreiben oder von ihm ein so hohen Miethequantum durch die Drohung der Austreibung zu erzwingen, daß Käufer sich dadurch entschädiget, ja gewonnen, wenn er auch das Haus weit über seinen wahren Werth erkaufet. Da Wir nun eine längere, den sich von ihren Häusern einen übertriebenen Werth einbildenden Eigenthümern am Ende selbst nachtheilige Nachsicht zu gestatten nicht gemeinet sind, so haben wir nöthig gefunden, bis Wir allenfalls noch wirksamere Maßregeln ergreifen, indessen in Unserer Residenz Berlin die bis hero beachtete gemeine Rechts-Regul: Kauf bricht Miethe, aufzuheben.“ Diese Verordnung wurde durch energische Aufnahme der Bauhätigkeit kräftig unterstützt.

Da die Stadt sich schon so weit gedehnt hatte, daß bei dem Mangel geeigneter Verkehrsgelegenheiten eine Anlage von neuen Vorstädten kaum noch auf die Preise der Innensstadt großen Einfluß gehabt hätte, ließ der König in der Innensstadt sehr viele kleine Häuser niederreißen und durch große mehrstöckige Mietthäuser ersetzen, die er einfach an die bisherigen Besitzer der Grundstücke bedingungslos verschenkte. In zehn Jahren, von 1767 bis 77, entstanden 149 solcher Bürgerhäuser. Zugleich wurde für die Civilbevölkerung dadurch Platz geschaffen, daß die Garnison mehr und mehr aus den Bürgerquartieren herausgezogen und in neu erbaute Kasernen gelegt wurde. Der Nachfolger Friedrichs des Großen setzte noch bis 1789 die Thätigkeit seiner größeren Vorgänger fort; dann erlahmte, wie in allen Dingen, auch hier sein Eifer. Von da an beginnt die goldene Aera des Grund-

rentenwuchers in Berlin. Bis dahin aber läßt sich, wie Voigt in Sperrschrift schreibt, „unzweifelhaft behaupten, daß bis zum Tode Friedrichs des Großen in Berlin bei Wohnhäusern eine wirkliche Grundrentenbildung so gut wie gar nicht und auch bei Geschäftslokalen in relativ geringem Umfang vorhanden war. . . Vom Mittelalter bis zum Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts hat die Anlage und Erweiterung einer Stadt, die Schaffung der Existenz-Grundlage der städtischen Bevölkerung als eine im eminentesten Sinn öffentlich-rechtliche Angelegenheit und deshalb auch stets als Aufgabe der städtischen oder staatlichen Gewalt gegolten; erst dem neunzehnten Jahrhundert blieb es vorbehalten, die Schaffung der Existenz-Grundlage der ganzen Bevölkerung der privaten Spekulation zu überantworten.“

„Vom Großen Kurfürsten bis zum Tode Friedrichs des Großen wurde aus der kleinen Landstadt mit 9 bis 10000 Köpfen die preussische Residenz mit 150 000 Einwohnern, ohne daß, trotz dem zeitweilig überaus schnellen Anwachsen, jemals Wohnungsnoth oder eine ungesunde Steigerung der Miethen eingetreten wäre. Vielmehr gelang es einer umsichtigen und ständig weitergehenden Baupolitik, die erst leibiglich das erforderliche Bauhand zu billigen Preisen bereitstellte, die es später unentgeltlich abließ und die Bauhätigkeit durch stets steigende Prämien ermunterte, um dann schließlich in bewußtem Kampf gegen das Spekulantenthum zum staatlichen Häuserbau überzugehen, die Miethpreise dauernd unter der Grenze zu halten, die durch die in Folge des Prämienystems und der Reglementirung des Baugewerbes überaus niedrigen Baukosten gezogen war; von einem städtischen Bodenwerth und einer städtischen Grundrente als nennenswerthem Faktor der Miethpreisbildung kann im Grunde bis zum Tode Friedrichs des Großen in Berlin überhaupt nicht die Rede sein.“ Voigt hat Recht, wenn er die hier geschilderte Thätigkeit als ein besonders ehrenvolles Kapitel in der Geschichte der Hohenzollern betrachtet, und auch darin, daß er sie als Ausfluß des heute so arg verlästerten Merkantilsystems bezeichnet, des Staatsabsolutismus, der eine Wohlfahrtspolitik im Großen treiben wollte. Eine andere Frage ist, ob diese merkantilistische Wohlfahrtspolitik, die unter den gegebenen politischen und sozialen Verhältnissen des alten Preußenstaates zweifellos das beste Mittel zur Entwicklung der wirtschaftlichen und politischen Macht des Landes darstellte, auch heute noch die empfehlenswertheste, die sozusagen absolut, nicht nur zeitlich richtige Politik bedeutet, wie Voigt ziemlich unzweideutig behauptet.

Die Abkehr von der friderizianischen Bau- und Wohnungspolitik fällt zeitlich zusammen mit dem beginnenden Durchbruch der liberalistischen Wirtschaftsauffassung. Adam Smith hatte sein berühmtes Rezept, wie Völker glücklich zu machen seien, veröffentlicht: volle Entfesselung aller wirtschaftlichen Kräfte war die Lösung. Diese theoretische Lehre kam in ganz Ost-

deutschland den dringendsten praktischen Bedürfnissen entgegen. Das alte patriarchalische System des Großgutsbetriebes mit schollenpflichtigen, erbunterthänigen oder im eigentlichen Sinn leibeigenen Bauern hatte vollkommen Bankerott gemacht. So jämmerlich die Versorgung der hörigen Bauern auch durchschnittlich war, so verzehrte sie doch auf den meisten Gütern fast den vollen Ertrag, da die Arbeitsleistung der schlechtbezahlten, widerwilligen Leute und ihres in der Masse degenerirten Ackerviehes ungefähr auf den Nullpunkt gesunken war. Die Besitzer waren tief verschuldet und ihre Einnahmen reichten für ein standesgemäßes Leben, selbst unter den einfachen Verhältnissen der damaligen Zeit, nicht mehr hin. Das System war, wie gesagt, rettungslos bankerott, eine Thatsache, an die man gewissen modernen Bestrebungen gegenüber nicht deutlich genug erinnern kann; und die intelligenteren Vertreter der grundbesitzenden Klasse selbst erblickten damals in der Befreiung der Bauernschaft von den Fesseln der Hörigkeit das einzige Heilmittel für ihre eigene Nothlage. Ganz eben so hatte im Gewerbe das System der zünftlerischen Beschränkungen abgewirtschaftet. So kam es denn um die Wende des achtzehnten Jahrhunderts zu der Reform, zu der Adam Smith den Namen hergeben mußte. Schon unter Friedrich dem Großen begann die Emanzipation der Domänenbauern, die dann allmählich auch auf die Erbsubunterthanen der übrigen Provinzen ausgedehnt wurde, bis der Zusammenbruch des alten preussischen Staates die entschiedene Maßregel von 1811 erzwang, Steins Befehlsgebung, die dann, nach dem Sturz des „korsischen Werwolves“, durch Hardenberg, den Gefangenen der Junker Kamarilla, verpfuscht wurde.

Zu Smiths Leitsätzen gehörte auch die Ueberzeugung, daß die Freiheitlichkeit des Grundeigenthumes durchgesetzt werden müsse, um die Bewegung des Bodens zum besten Wirth zu ermöglichen. Er kam von diesem allgemeinen Obersatz zu der speziellen Anwendung, daß der Staat als solcher keine Domänen besitzen solle; auch sie sollten dem freien Grundstücksmarkt überliefert werden. Die vorhandenen Domänen sollte der Staat veräußern, um seine Schulden damit zu bezahlen. So ergingen denn 1808 und 1810 Edikte Friedrich Wilhelms des Dritten, durch die der Verkauf der Domänen zum Zweck der Staatsschulden-Tilgung angeordnet wurde.

Bis dahin war der weitaus größte Theil der gesammten berliner Umgebung königlicher Domänenbesitz gewesen. Als die Regierung jetzt diesen riesenhaften Besitz theils an Bayern, theils an Rittergutsbesitzer veräußerte, gab sie jede Möglichkeit aus der Hand, die weitere bauliche Entwicklung der Reichshauptstadt mit den Mitteln der merkantilistischen Politik in Zukunft zu beeinflussen. Sie umschloß Berlin mit einem festen Ring monopolistischer Eigenthümer, die in der Lage waren, sich von der hauptstädtischen Bevölkerung das Recht der Benutzung ihres Bodens mit Gold aufwiegen zu lassen, und

die von diesem Recht auch den strupellosesten Gebrauch gemacht haben. Jener Maßregel verdankt die später zu so großer Berühmtheit gelangte Spezies der „Millionenbauern“ ihre Entstehung, dieser einst armseligen Händler, Kossäthen und Kleinbauern auf den jämmerlichen Sandfeldern von Tempelhof, Rixdorf, Schöneberg u. s. w.; sie machte die Großspekulantem möglich, die ganze Rittergüter in der unmittelbaren Nachbarschaft der Reichshauptstadt erworben und sich so lange gegen die Bebauung sperrten, bis die ungeheuren Wuchergewinne reif waren, die sie für sich beanspruchten.

Was der Verkauf der Domänen an Entwicklungsmöglichkeiten allenfalls noch bestehen ließ, wurde durch das Gesetz vom zweiten März 1850 mit der Wurzel ausgerottet, das bekanntlich die letzten Reste des Feudalsystems, die nach der Gesetzgebung Stein-Hardenbergs noch existirt hatten, und mit ihnen auch die Erbpacht beseitigte, weil man sie merkwürdiger Weise für einen feudalen Rest ansah. Heute hat man sich genöthigt gesehen, sie wieder einzuführen: in dem Institut des Erbbaurechtes; aber damals verlor, wie Voigt schreibt, „die Stadt Berlin mit einem Schlage ihr ganzes auf Erbpacht an Kolonisten ausgehauenes Land, gingen dem Fiskus alle die vererbpachteten Domänen, alle grundherrlichen Rechte verloren. Erst seit 1850 sind alle Bauern, Kossäthen und Büdner und alle die zahlreichen Kolonisten in den Dörfern der Waldgebiete freie Grundeigentümer geworden“; und sofort begann nun auch die Grundstückspekulation mit voller Kraft einzusetzen. Diese Entwicklung wurde gefördert durch den Eisenbahnbau, der, allerdings nur sehr allmählich, die Vororte in schnellere Verbindung mit der Hauptstadt brachte. Aber die eigentliche riesenhafte Entwicklung der Grundstückspekulation in der Nachbarschaft von Berlin begann erst mit dem Jahre 1871, mit dem Zeitpunkt, wo Berlin als des neuen Deutschen Reiches Hauptstadt in noch ganz anderer Weise als vorher der Anziehungspunkt einer ungeheuren Völkerverwanderung wurde. Die Gründerzeit brachte eine Anzahl von Terraingesellschaften, von denen die meisten allerdings schimpflich zusammenbrachen, von denen einige jedoch, wie die Gründungen des „Königs der Baupespekulantem“, von Carstenn-Lichterfelde, und Quistorps Gründung Westend, zu einer befriedigenden Entwicklung kamen. Die Grundpreise schnellten überall in der näheren Umgebung Berlins in die Höhe; in Tempelhof, in Rixdorf, in Weissensee, in Schöneberg, namentlich aber in Charlottenburg und Wilmerdsdorf gab es plötzlich keine Acker und Felder mehr, nur noch Baustellen und Baugelände. Der Krach machte dieser Entwicklung zunächst ein Ende. Bis etwa 1887 folgte „eine Zeit des ruhigen Fortschrittes der Umgebung, des vollständigen Stillstandes der Spekulation und niedrigerer Bodenpreise“. Der erweiterte Polizeibezirk wuchs ungefähr im Tempo der Hauptstadt selbst an Einwohnerchaft; und erst die Eröffnung der Stadtbahn

brachte durch die von ihr geschaffenen bequemeren Verbindungen einen verhältnißmäßig stärkeren Aufschwung der Vororte, der namentlich in der günstigen Wirtschaftperiode im Anfang der achtziger Jahre ein immer stärkeres Tempo annahm.

Doch war bis 1887 der spekulativen Grundrenten-Steigerung in der Umgebung Berlins eine ziemlich feste Grenze gesetzt, und zwar durch die Baupolizei-Ordnung für das platte Land des Regierungbezirkes Potsdam vom fünfzehnten März 1872, die nur eine wenig veränderte Wiederholung älterer Verordnungen war. Diese Bauordnung war zwar fast ausschließlich vom Gesichtspunkt der möglichsten Sicherung vor Feuergefahr aus erlassen und setzte weder für die Größe der bebaubaren Fläche noch für die Höhe der Häuser und die Zahl ihrer Stockwerke bindende Bestimmungen fest; aber sie rechnete doch grundsätzlich nur mit kleinen Häusern ländlichen Charakters und verlangte ausdrücklich — allerdings unter dem Vorbehalt eines landrätlichen Dispenses — die offene Bebauung im gewissen Abstände von den Nachbargebäuden. Diese Verordnung hielt den Bodenpreis relativ niedrig, weil der baulustige Spekulant immer der Befugung des Dispenses gewärtig sein mußte. Und so bildete sich nur in den an die berliner Kanalisation angeschlossenen Theilen von Schöneberg am Kollendorfsplatz und den benachbarten Theilen Charlottenburgs, wo der Dispens grundsätzlich erteilt wurde, das System der berliner Miethkasernen voll aus.

So lange diese Bestimmungen bestanden, war also der spekulativen Grundwerthsteigerung immerhin eine Grenze gesetzt. Das kleine Miethhaus und das Ein-Familienhaus bildete daher noch die typische Bauart der berliner Umgegend. Bodenpreise und Miethpreise waren noch durchaus niedrig und die Möglichkeit einer wirtschaftlich und sanitär günstigen Weiterbildung der Wohnungsverhältnisse durch verständige, auf Erhaltung des Kleinbaues hinzielende baupolizeiliche Maßnahmen war noch im vollsten Umfange vorhanden. Eine einzige unglückliche Verwaltungsmaßregel lenkte aber die ganze Entwicklung mit einem Schlage in andere Bahnen.

Am fünfzehnten Januar 1887 wurde die neue berliner Bauordnung erlassen, die das System der fünfstöckigen Miethkasernen zwar gänzlich unangetastet ließ, jedoch immerhin gegenüber dem bisherigen Zustande für die Stadt selbst einen gewissen Fortschritt bedeutete. Diese neue Bauordnung hielt die königliche Regierung in Potsdam für so ideal, daß sie nichts Eiligeres zu thun hatte, als sie unter dem siebenundzwanzigsten Juni 1887 auf fast sämtliche Vororte auszudehnen, denen damit das System des Massen-Miethhauses von Obrigkeit wegen direkt aufoktroirt wurde. Damit war der wildesten Spekulation freie Bahn gegeben; überall schossen die häßlichen, ungesunden Kasten empor, die Gärten verschwanden und machten engen Höfen

Platz, die natürliche Entwicklung der Vororte wurde in gesundheitlicher und ästhetischer Beziehung durchaus ungünstig. Ueberall, auch dort, wo noch gar keine Bebauung stattfand, gingen die Bodenpreise reißend in die Höhe und binnen wenigen Jahren änderten sich die Verhältnisse so vollkommen, daß ohne die schwerste Schädigung zahlreicher privaten Vermögensinteressen eine Reform nicht mehr möglich war. Es ist wenigstens ein Glück, daß es dem Landrath von Stubenrauch im Kreise Teltow gelang, für die außerhalb der Stadtbahn gelegenen Gebiete die Villenbauordnung durchzusetzen. Das ungeheure Gebiet innerhalb des Bahnrings aber ist der Grundstückspekulation verfallen und nicht mehr für eine gesunde Wohnungspolitik zu retten. Und hier hat die Grundrente sich alle Vortheile nutzbar gemacht, die die unverfängliche Verwaltungsmaßregel ihr eröffnete. Es scheint, als wenn die Behörden in geradegu ungläublicher Verblendung es für ihre wichtigste Aufgabe halten, die unheilvolle Entwicklung, die die schaffenden Stände der Reichshauptstadt, ja, des ganzen Reiches mit einer jährlich um Millionen wachsenden Tributsteuer belegt, auch noch durch alle möglichen unterstützenden Maßnahmen zu fördern. Während das Gesetz nur gestattet, daß die Errichtung von Wohnhäusern an noch nicht regulirten und noch nicht kanalisirten Straßen verboten wird, ist dieses Verbot zur feststehenden Verwaltungspraxis geworden. Jetzt erst haben die Grundbesitzer es völlig in der Hand, die Wohnungsnoth ad libitum zu steigern, indem sie einfach immer nur so viel Bauland durch Kanalisation und Regulirung erschließen, daß das Angebot niemals der Nachfrage nach Wohnungen stark voraneilen kann und daß die Miethpreise niemals sinken können.

Wie diese Entwicklung durch die mit den Großspekulanten eng verbundenen, sehr häufig sogar durch Bodenspekulanten geleiteten oder an Bodenspekulationen stark beteiligten großen Banken, namentlich die Hypothekenbanken, gefördert wird: Das zu schildern, würde hier zu weit führen. Es mag genügen, daß nach einer summarischen Berechnung Voigts in den zwölf Jahren von 1887 bis 1899 die Werthsteigerung des Bodens allein in den Vororten von Berlin nicht weniger als eine runde Milliarde Mark betragen hat. Diese Werthsteigerung wird eskomptirt durch den für die Feuerversicherung-Gesellschaften einträglichen, aber bei der Vorzüglichkeit der großstädtischen Feuerwehr und der Strenge des Abschätzungsverfahrens bei Brandschäden sehr ungefährlichen Gebrauch der außerordentlich hohen Feuerkassentaxen, die gestatten, ungeheure Hypotheken auf die Grundstücke aufzunehmen, so daß der erste spekulative Besitzer sehr schnell und gründlich zu seinem „Verdienst“ kommt. Tritt einmal bei einer Zwangsversteigerung ein Ausfall ein, so ist es ja bekanntlich meist der Bauhandwerksmeister, den als Letzten die Hunde beißen. So lange aber die ungeheure Bevölkerungvermehrung Großberlins

aus den allgemeinen sozialen Verhältnissen anbauert — und davon ist ja in der nächsten Zeit kein Ende abzusehen — und so lange die Grundspekulanten in den Gemeinden das Heft in Händen haben werden und wirksam verhindern können, daß der immer intensiveren Bodennachfrage ein reichliches Bodenangebot voraussetzt, so lange werden solche Zwangsübersteigerungen immerhin selten bleiben; und das im Anfang weit über seinen Werth taxirte und mit Hypotheken weit über die Sicherheitgrenze belastete Massen-Miethhaus wird in wenigen Jahren, dank der fortwährenden Steigerung der Miethen, den geschätzten Werth wirklich haben und die darauf lastenden Hypotheken werden sicher stehen. Das wird dadurch erreicht, daß der größte Theil des wachsenden Wohlstandes der eigentlich Werthe schaffenden Bevölkerung immer wieder durch den Kanal des Bodenmonopols in die Taschen der beati possidentes geleitet wird.

Ich kann auf die hochinteressanten Untersuchungen, die Voigt über die Entwicklung der Rente und des Bauwesens speziell Charlottenburgs und die er fernerhin über die erstaunliche Geschichte des Kurfürstendamms und der Kolonie Granewald giebt, hier nicht näher eingehen; Interessenten mögen sie im Buche nachlesen. Jeder, dessen Kopf nicht vollständig von den Ibern der Grundbesitzer-Vereine eingenommen ist, wird angesichts der hier veröffentlichten Thatfachen und Zahlen unter allen Umständen zu dem Ergebnis kommen müssen, daß in der städtischen Grundrente ein soziales Krebsübel der allerschwersten und verderblichsten Art besteht, ein Uebel, das um so verderblicher und gehässiger ist, als es geeignet ist, gerade die Reichsten der Reichen immer reicher zu machen, während die Armsten der Armen nur um so schwerer geschädigt werden. Denn nur, wer in der glücklichen Lage ist, große Kapitalien auf unbestimmte Zeiten hinaus zinslos liegen zu lassen, kann sich mit Erfolg an der Terrainspekulation betheiligen; und die Fälle, in denen kleine Leute durch den Zufall der Lage im Stande waren, auch nur einen wesentlichen Theil des Rentenzuwachses für sich einzubehalten, sind in der That selten, wenn man von einigen Millionenbauern abieht, die aber auch schon nach den ersten billigen Verkäufen nichts Anderes als reiche Spekulanten waren. Voigt ist in dem ersten Theil seines Werkes auf diesen Punkt noch nicht eingegangen, wie denn überhaupt theoretische Anwendungen nur hier und da im Vorbeigehen gemacht werden. Ich weiß nicht, ob seine Vorarbeiten bereits so weit gediehen waren, daß der zweite Theil des glänzenden Werkes noch zu erwarten ist; und so möchte ich an seine Darstellung einige ergänzende Bemerkungen und einige grundsätzliche kritische Vorbehalte knüpfen.

In der Auffassung, daß Berlins Wohnungselend im Wesentlichen eine Schuld der Verwaltungspraxis sei, begegnet sich Voigt mit dem verdienstvollen Sozialpolitiker und Wirtschaftshistoriker Rudolf Eberstadt, der schon 1894

in vier Abhandlungen, die er unter dem Namen „Städtische Bodenfragen“ in Berlin veröffentlichte, die Stadtverwaltung für die Mißstände verantwortlich machte. Seine Untersuchungen beziehen sich allerdings wesentlich auf die Stadt selbst und nicht auf die Vororte, aber sie sind vielfach als Ergänzung für Boigts Darstellung von hohem Interesse. Neuerdings hat Eberstadt, in einer außerordentlich werthvollen Schrift, „Der deutsche Kapitalmarkt“ (Leipzig 1901), den Nachweis geliefert, daß dank der verkehrten Gesetzgebung und Verwaltungspraxis Berlin und andere deutsche Großstädte in einem unvergleichlich höheren Maße durch die Bodenspekulation verschuldet worden sind, daß die Belastung der eigentlich produktiven Klassen durch die Grundrente nirgends auch nur entfernt so hoch ist wie bei uns. Er berechnet die Bodenverschuldung in Deutschland nach dem Stand des Jahres 1900 auf nicht weniger als mindestens 42 Milliarden Mark. Welche ungeheure Belastung der Volkproduktion und der Kaufkraft der schaffenden Stände darin liegt, geht aus einer Berechnung hervor, die sorgfältig genug angestellt ist, um volle Beachtung zu verdienen, wenn ich mich auch für die einzelnen Zahlen nicht verbürgen kann. Danach hat im Jahre 1899 der Kapitalsanspruch der deutschen Börsen-Emissionen nach Abzug der Abtheilung Grund und Boden im Ganzen 1832 Millionen Mark betragen, von denen Industrie mit Handel und Verkehr und Verbände öffentlichen Rechtes je etwa ein Drittel belegten, während die Banken und das Ausland nur etwa ein Sechstel bis ein Siebentel in Anspruch nahmen. Die Kapitalisierung von Grund und Boden aber hat für sich allein mindestens 3700 Millionen beansprucht, von denen über 1900 Millionen Mark allein auf die Verzinsung der stehenden Verschuldung entfielen.

Das sind Verhältnisse, die ganz wesentlich durch die ungeheure spekulative Werthsteigerung und Verschuldung des großstädtischen Wohnbodens verursacht sind, Verhältnisse, wie sie in keinem anderen Staat der Welt auch nur annähernd vorkommen. Eine verkehrte Gesetzgebung und Verwaltung hat thatsächlich die gesammte Bevölkerung, namentlich die städtische, in eine Hörigkeit von den Bodenbesitzern gebracht, die an Härte kaum und an Höhe des zu zahlenden Tributes auch nicht entfernt von der alten Feudalzeit erreicht wird. Wenn hier nicht baldigst energisch eingegriffen wird, dann ist der ^{höchste, möglichste, zulässige, bezugnehmende, z. B. durch, rechtliche, etc. etc.} ein dagegen zu brauchendes Mittel an, wenn er die städtische Grundrente nicht nur als ein Problem der Verwaltungspraxis und Gesetzgebung, sondern auch als Problem der Verkehrspolitik bezeichnet. Aber es ist damit nicht erschöpft. Und hier treten die theoretischen Anschauungen des Verfassers klar genug zu Tage, so daß ich, auch ohne die Fortsetzung seines Werkes abzuwarten, meinen entgegenstehenden Standpunkt entwickeln darf, ohne die Furcht, ihm Unrecht

zu thun. Es handelt sich um die Fragen der Entstehung, der Wurzel der städtischen Grundrente und um Voigts Ansicht über den praktischen Inhalt des Wirtschaftliberalismus. Ob Voigt vollkommen auf dem heute von den meisten Nationalökonomien eingenommenen Standpunkt steht, daß die städtische Grundrente ein Ding sui generis, eine primäre Erscheinung der Volkswirtschaft ist, läßt sich aus dem vorliegenden Werk nicht mit Sicherheit feststellen. Es ist aber wahrscheinlich, denn es fehlt auch jede Anspielung darauf, daß er eine andere Meinung habe; und er ist sonst überall geneigt, in kurzen, knappen Worten die später zu begründende Ansicht vorwegzunehmen.

Dem gegenüber ist es notwendig, auf die ganz unzweifelhafte Thatsache hinzuweisen, daß die städtische Grundrente kein primäres, sondern ein sekundäres Produkt der Volkswirtschaft ist. Sie kann sich nur da entwickeln, wo eigenthümliche Verhältnisse auf dem Lande eine Rente geschaffen haben. Das läßt sich theoretisch und historisch erhärten. Theoretisch steht fest, daß große Städte mit einer Bevölkerung von Millionen regelmäßig nur in einer Volkswirtschaft entstehen, die ein sehr bedeutendes Großgrundbesitzthum besitzt; denn nur hier wird das Landoolk in so ungeheuren Massen von der Scholle gefegt, wie wir es zum Beispiel im modernen Deutschland erblicken. Es ist eine Thatsache, auf die namentlich Max Weber hingewiesen hat, daß die Landflucht um so größere Dimensionen annimmt, je zahlreicher die besitzlose Klasse, mit anderen Worten, je massiger das große Grundeigentum ist. Damit ist die erste Voraussetzung einer starken Steigerung einer städtischen Grundrente gegeben: die massenhafte Zuwanderung einer der Wohnung bedürftigen Bevölkerung. Und damit ist die zweite Möglichkeit gegeben, die immer noch hinzutreten muß, um eine so ungeheure sprunghafte Steigerung des Bodenwerthes zu ermöglichen, nämlich die Aussperrung großer Bodenflächen aus der Bebauung, die den Spekulanten befähigt, das Angebot von Wohnungen immer unter der Nachfrage zu halten. Denn nur, wenn das Uckerland in der nächsten Nachbarschaft einer großen Stadt in größeren Gütern zusammen besessen wird, ist es Bodenspekulanten leicht, es in eine Hand zu bringen. Wenn Herr von Carstenn, um auf Berlins Beispiel zurückzukommen, nicht in unmittelbarer Nachbarschaft der Reichshauptstadt die ungeheure Fläche des Rittergutes Wilmerdorf zu erwerben vermocht, wenn eine große Anzahl von Bauern ihren Besitz gleichzeitig den Baulustigen erschlossen hätte, so wäre es niemals möglich gewesen, die Bodenpreise auf eine so wahnsinnige Höhe zu treiben, da das Angebot von Land auf Jahrzehnte hinaus auch der stärksten Nachfrage immer noch vorausgeeilt wäre.

Daß diese theoretische Berechnung vollkommen richtig ist, ergibt eine historische Betrachtung der städtischen Entwicklung im hohen deutschen Mittelalter. Damals befand sich alles Land in Bauernbesitz, und zwar in einer

Art von genossenschaftlichem Obereigentum, die den Bezug von „Zuwachrente“ fast unmöglich machte. Trotz sehr stark steigender Bevölkerung entwickelte sich unter diesen Verhältnissen des ländlichen Bodenbesitzes dennoch keine städtische Grundrente. Die Abwanderung der ländlichen Bevölkerung war außerordentlich klein, die Städte, selbst die bedeutendsten Gewerbe- und Handelsplätze, erreichten immer nur eine für unsere Begriffe winzige Bevölkerungszahl; so hatte Frankfurt am Main um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts etwa 9000, Nürnberg wenig über 20000 Einwohner. Die notwendige Versorgung der sich rasch verdichtenden Bevölkerung mit Gewerbeerzeugnissen vollzog sich auf andere Weise als heute. Die bestehenden Städte schmolten nicht an, wohl aber entstanden in ungeheurer Anzahl neue kleine städtische Gewerbecentren. Unter diesen Umständen war die Entstehung einer städtischen Grundrente nicht wohl möglich; und in der That trat die paradoxe Erscheinung ein, daß die auf die städtischen Grundstücke aufgenommenen Hypotheken nicht von den Grundeigentümern, sondern von deren Erb-Niethern aufgenommen wurden, eine für moderne nationalökonomische Begriffe eben so paradoxe Erscheinung wie die vorhin erwähnte Theorie der städtischen Rente.

Ich kann diese außerordentlich interessanten und meiner Meinung nach bis zur letzten Wurzel der sozialen Frage hinabführende Erörterung hier nicht weiter ausspinnen. Sie ist in meinem größeren Werk „Großgrundeigentum und soziale Frage“ und in einer kleineren Arbeit „Die Entstehung der Großstädte“ (Neue Deutsche Rundschau, Juni 1899) zu finden.

Von dieser theoretischen Anschauung aus komme ich zu dem Ergebnis, daß die städtische Grundrente nicht nur ein Problem der Gesetzgebung, Verwaltungspraxis und der Verkehrspolitik ist, wie Voigt annahm, sondern auch ein Problem der gesamten Grundeigentums-Ordnung, das nur durch eine Reform der gesamten Grundeigentums-Ordnung gelöst werden kann. Wenn heute die Großstädte ungeheure Strecken Wohnlandes für die Bebauung erschließen, etwa dadurch, daß sie sie durch schnelle elektrische Bahnen mit ihrem Centrum in Verbindung brächten, und wenn sie die Entstehung einer Grundrente in diesen Vorstädten für alle Zeiten dadurch unmöglich machten, daß sie den Grund und Boden in städtischem Eigentum erhielten oder in das unteilbare genossenschaftliche Eigentum der angesiedelten Bürger überführten: dann würde allerdings auch in der übrigen Stadt die Grundrente sinken; wie tief, hinge von der Ausdehnung der Neustädte ab. Aber die Folge würde sein, daß die Landbevölkerung, die nun in der Großstadt relativ noch bedeutend bessere Lebensbedingungen als jetzt fände, in noch ganz anderem Maße als heute der Stadt zuströmt. Die Folge wäre ein ungeheurer Druck auf die Löhne der schon Ansässigen, der den Vorteil der geringeren Wohnrente zum größten Teil verzehren müßte. Und wenn die Stadt auch nur zeitweilig

in ihrem Ansehungswert stuchte, so würde die Rente der nichtgenossenschaftlichen oder nichtgemeindlichen Wohnhöden allmählich wieder steigen. Daraus ergibt sich, daß von einer gründlichen Beseitigung des städtischen Bodenwuchers erst die Rede sein kann, wenn durch eine großartige Reform der ländlichen Grundeigentumverhältnisse die Massenwanderung der Millionen in die Stadt ihr Ende gefunden haben wird. Alle anderen Maßnahmen haben höchstens als Fließ- und Stützwerk einen gewissen Palliativwerth.

Der zweite Punkt von theoretischem Interesse, den ich noch berühren möchte, ist die grundsätzliche Stellung Voigts zum Merkantilismus und zum Wirthschaftsliberalismus. Ihm ist der Erste Ormuzd und der Zweite Ahri-
mann, Jener ganz Tugend, Dieser ganz Laster. Das entspricht der Richtung der Zeit und namentlich der Schule, zu deren Fierden Voigt gezählt hat; und es bezeichnet immerhin eine gesunde Reaktion gegen die übertriebene Unterschätzung der merkantilistischen Politik und die eben so übertriebene Lobpreisung des Freihandels-Systems, die uns die vorlezte wissenschaftliche Generation bot. Trotzdem ist hier anzumerken, daß, wie immer bei solchen reaktiven Bewegungen, der Pendel zu stark nach der Gegenseite ausgeschlagen hat. So wenig der Merkantilismus des Hohnes und des Fluches der Völker werth ist, eben so wenig ist es der Wirthschaftsliberalismus. Des Fluches werth ist nur das Manchesterthum. Voigt hat es dem Wirthschaftsliberalismus gleich gesetzt, ohne zu bemerken, daß es nur sein Zerbild ist. Ricardo-Malthus' Manchester-System unterscheidet sich in verschiedenen Punkten sehr deutlich von Adam Smith's Freiheit-Theorie; speziell ist es die theoretische Stellung gegenüber dem großen Grundeigentum, die die beiden Lehren trennt. Das wird heute noch meist übersehen. Es ist richtig, daß Adam Smith die Veräußerung des fiskalischen Grundbesizes verlangt hatte, um mit dem Erlös die Staatsschulden zu tilgen: aber er hat außerdem auch die Aufhebung aller Bestimmungen gefordert, die das große Grundeigentum dem Grund- und Bodenmarkt entziehen. Er dachte allerdings dabei nur an die gesetzlichen Bestimmungen, die die Fideikomnisse unantastbar machen; hätte er aber damals eine Vorstellung gehabt, daß es Hypothekengesetze wie die preußischen geben könne, die das rechtlich theilbare Großgrundeigentum thatsächlich so gut wie unzerreißbar machen, dann hätte er aus seinem Grundsatz heraus auch die Beseitigung dieser Gesetzgebung verlangen müssen und verlangt.

Und hier ist die Wurzel des Verständnisses. Wenn um die große Verfassungswende der napoleonischen Wirren die preußische Regierung den Willen und die Macht gehabt hätte, Adam Smith's Vorschriften wirklich und vollinhaltlich durchzuführen; wenn die von dem verdienstvollen Scharnweber ausgearbeiteten Ablösungspläne zur Durchführung gelangt wären; wenn die Junker-Kamavilla nicht die Macht gehabt hätte, einer schwachen Regierung die

Verpfuschung der Gesetzgebung Steins durch die Ausführungsbestimmungen Hardenbergs aufzuerlegen; kurz, wenn man damals in Preußen das Feudal-system mit der Wurzel ausgerottet hätte, statt es in größerer Ausdehnung und viel besserer wirthschaftlicher Leistung als modernes vermehrtes Großgrund-eigenthum neu auf den Plan zu stellen, dann hätte die Veräußerung des Domänenbesizes und die Freigabe der Erbpachtbauern nichts geschadet. Dann hätten wir weder die ungeheure, nach Hunderttausenden zählende Abwanderung der Bevölkerung des platten Landes, die Großberlin zu einer immer un-gefügigeren Steinwüste aufbläst, noch hätten in der Nachbarschaft der dann in viel geringerem Tempo wachsenden Hauptstadt die Bodeneigenthumsverhältnisse bestanden, die die monopolistische Aussperrung des nöthigen Baulandes möglich machten, noch hätten wir in den sämtlichen Gemeindevertretungen Großberlins und der Nachbarorte die unglaublich verkehrte Machtvertheilung, die alle wirthschaftliche Gewalt in die Hände der Bodenspekulanten legt. Man ist nicht allzu liberal, sondern nicht liberal genug verfahren. Die Sozial-politiker, die heute über den Smithianismus zeteren, gleichen einem Kranken, der nur die eine Hälfte einer ärztlichen Verordnung ausgeführt hat und sich nun wundert, daß er nicht gesund wird.

Dies zur Wahrung eines prinziellen Standpunktes. Daß solche Einwendungen den Verfasser selbst kaum treffen, der natürlich mit den vielen Tugenden auch einige Irrthümer seiner Schule übernommen hat, braucht kaum ausdrücklich hervorgehoben zu werden. Wie sein Werk dasieht, ist es eine glänzende Leistung auf dem so heiß umstrittenen und so überaus schwierigen Gebiete des Bodenproblems; und es wird sein größter Ruhm bleiben, daß es auch für die theoretischen Gegner, besonders für die Anhänger des wirthschaftlichen Liberalismus, der hier vernichtet werden sollte, auf lange Zeit hinaus ein Arsenal der schärfsten wissenschaftlichen Argumente sein wird.

Dr. Franz Oppenheimer.



Journalistendeutsch.

Sein namhafter jüngerer Gelehrter, Professor der Philosophie an einer großen reichsdeutschen Universität, beklagt sich bitter, ihm sei von einem Zünftigen „Journalistendeutsch“ vorgeworfen worden. Dürfte ich den Namen des Klägers her-setzen und wäre es dem Leser vergönnt, in seinen Schriften zu blättern, so würde er sich bald über die ästhetische „Kompetenz“ des Richters klar werden, vielleicht aber die Verdroßtheit des Schriftstellers nicht ganz begreifen. Der Kritiker spricht von

Wendungen, die man nur in saloppem Journalistendeutsch zu finden gewohnt sei, von gezielten und geistreichelnden Bemerkungen, die eines Aesthetikers nicht würdig seien. „Das ist,“ fügt mein Herr Korrespondent hinzu, „Alles, was er über ein Buch zu sagen weiß, in dem zahllose Nächte heißer Arbeit begraben liegen. Und wenn der gute Mann wüßte, wie ernstlich ich gerade an der formalen Ausgestaltung mich abmühe, während er gleichgültig hinschreibt, was ihm in den Sinn kommt, sofern es nur einigermaßen den logischen und grammatischen Ueberlieferungen entspricht!“ Aber wie, wenn der gelehrte Herr sich entschlosse, in dem Vorwurf ein Lob zu sehen? Weiß er nicht, daß in der Heimath Goethes eine persönlich gefärbte Schreibweise, eine auf Klarheit zielende Denkweise verdächtig macht? Seinem sonst gut bewährten physiologischen Spürsinn scheint entgangen zu sein, daß die Bezopften das Gezeiter vom Journalistendeutsch jedesmal erheben, wo sie neben und über dem Buchstaben auf Spuren selbständigen Geistes, neben und über dem Grammatikalischen auf Persönliches, neben wagnerischem Bienenfleiß auf faustische Regsamkeit stoßen. Das alte Lied. Alt auch das System von Pfiffen und Kniffen, mit dem die Regenwurmter die Ankunft neuer Schatzgräber einander zu signalisiren pflegen. Es freunt ihnen nicht viel, auch wenn sie den schlimmsten ihrer Verdächtigungsrufe — „Journalistendeutsch!“ — erheben. Es ist ein ruchloser Schmarotzer am Sprachbaun, dieses Angstprodukt der Schmocks, das in der Hast knapp zubemessener Minuten ausgeschwitzt und vor der Zeit ausgebrütet wird. Jedermann, bis auf die Bezopften, weiß Das und findet ihre zahlreichen sprachlichen und sachlichen Entgleisungen begreiflich. Wunderbar nur, wie thurmhoch dieses so geschmähte Deutsch der Drähte und Silbriefe sehr oft über dem Juristen- und Gelehrtendeutsch, über dem kritischen Gestammel in den gelehrten Literaturzeitschriften steht, wie geschickt es wenigstens die Ursünde aller Unästhetik zu umgehen weiß: durch ein Maximum von Worten ein Minimum von Sinn zu umkleiden. Die Sünden der Journalisten — der ernst zu nehmenden, die Etwas zu sagen haben, — sind gut zu machen. Man gebe ihnen die Zeit, sich zu besinnen, die Worte zu wägen, mit den Dingen zu verkehren, aus den Quellen zu schöpfen; zahle ihnen neben der Arbeit auch die Ruhe, lasse sie zu sich kommen und Athem schöpfen: flugs sind die Ideale ihrer grünen Jugend wieder da. Die heilige Trinität der Kulturtriebe zur Wahrheit, Schönheit, Gerechtigkeit, all die unterdrückten und unentwickelt gebliebenen Keime, deren sorgsame Pflege den harmonischen Menschen zeugt, — sie sind ja nicht entwurzelt und entartet wie bei so vielen Spezialisten und Pfändnern, Bezopften und Beamteten; sie schlummern ja nur und warten sehnsüchtig des Erweckers oder der Gunst der Verhältnisse, die sie frei macht. Daher die merkwürdige Erscheinung, daß, Die dem Tage dienen, das Leben fördern. Daher auch die auffallende Thatsache, daß unter den Kulturschöpfern so Mancher sich befand, der als Publizist oder Pamphletist — Das heißt: als Journalist — in die Weltgeschichte sich eingeführt hat. Doktor Martin Luther und Gotthold Ephraim Lessing gehören in diese Reihe. Eben so der junge Goethe: die Frankfurter Gelehrten Anzeigen, Jahrgang 1772, bezeugen es. Heinrich von Treitschke kommt lediglich als Publizist großen Stils in Betracht. Und auch dem Sprachkünstler Friedrich Nietzsche wurde, in der ersten Zeit seiner Schriftstellerei, Journalistendeutsch vorgeworfen.

Um Mißverständnissen vorzubeugen: ich rede nicht von den Parasiten der Presse, jenem ohnmächtig wigelnden und geistreichelnden Geschlecht, das nicht einmal zur Nachahmung besserer Muster erzogen wurde oder sich erzogen hat. Auch nicht

von jenen Geschäftsleuten der Feder, die ihren Kollegen in Kunst und Wissenschaft durchaus ebenbürtig sind. Und eben so wenig von den Redaktionsbeamten. Das versteht sich doch eigentlich von selbst. Bleibt immerhin eine merklich wachsende Schaar von Impressionisten des Wortes übrig, die an jede kleinste schriftliche Äußerung künstlerische Ansprüche stellt. Von ihnen gilt, was Wilhelm Scherer in einem Aufsatz über Goethe als Journalisten sagt: „Ich bekämpfe, wo ich kann, die rohe Aufsicht, als ob Rezensionen für den Tag geschrieben würden und nur bestimmt seien, dem Publikum möglichst rasch und deutlich zu sagen, ob es ein neu erschienenes Buch abstoßend oder hübsch finden solle. . . Auch Rezensionen haben eine Kunstform. Auch Rezensionen können eine Menschenseele spiegeln. Auch Rezensionen dürfen den Anspruch erheben, dauernde und werthvolle Besitzthümer der Nationalliteratur zu werden, wenn sie aus reiner Gesinnung fließen, wenn sie im Dienst der Wahrheit und Gerechtigkeit geschrieben sind, wenn ihre Verfasser eigene Gedanken verrathen, der Sprache einen neuen Ton ablauschen und den bewundernden Verstand oder das willige Gemüth des Lesers zu rühren wissen.“ Diesen Impressionisten der Feder gesellen sich die Virtuosen-temperamente unter den Gelehrten bei, die es im eng umzäunten Bezirk eines Spezialistenthumes auf die Dauer nicht aushalten können und nach Zählung mit dem Publikum streben. Auch ihre Sprache wird von den Kompetenten als Journalistendeutsch abgethan: weil sie Farbe hat und die trockenen Thatfachenreihen durch persönliche Accente bedeutsam steigert. Das achtzehnte Jahrhundert sah in Frankreich ein Geschlecht solcher Schriftsteller zur Herrschaft gelangen: die Encyclopädisten. Voltaire, Rousseau, Diderot marschirten an ihrer Spitze. Es gehört heute zum guten Ton, sie herabzusehen, ohne sie zu kennen. Aber Carlyle, der ihrer Aufklärung nicht hold war, erkennt ihnen doch priesterliche Eigenschaften zu und hat für das Handwerkmäßige ihrer Leistung gütig spendendes Lob. Es waren im Grunde Journalistennaturen, die Kergernisse gaben und Ereignisse schufen. Menschen mit Trieb, Willen, Seele. Der Ekstase und des Ekels fähig. Von kleinen Lastern zerfressen und von großen Leidenschaften zernährt, die sie zeitweilig über das beschränkt Menschliche hinaushoben. Die Zukünftigen, die aus fünfzig Büchern und hundert Zettelsäcken das einundfünfzigste „machen“, verachteten und verachteten sie: es sind ja nur Journalisten.

In Deutschland verdichtete sich diese Verachtung zu dem Schimpfwort: Journalistendeutsch. Wir wissen jetzt, was es bedeutet: Gelenkigkeit und Flüssigkeit der Sprache, Gewandtheit des Ausdruckes, klare Anordnung der Gedanken, kurz: den Besitz all jener Sprech- und Schreibkünste, die geeignet sind, dem Gedankenverkehr jenen läblen Beigeschmack von Last, Qual, Bürde zu nehmen, der als Erbssünde dem gelehrten deutschen Schriftthum tief im Blute steckt und nur verzeihlich ist, wenn große, neue Gedanken schwer nach Ausdruck ringen. Wer aber von den fleißigen Kärtnern darf die für sich beanspruchen? Immer wieder muß man sich, angesichts ihrer unverbesserlich widerästhetischen Lebensgewohnheiten, die Entschuldigungsgründe für ihr Dasein und Sosein vor Augen halten: ihre Unentbehrlichkeit für das Kulturleben, ihre Umsichtigkeit, auch ihre Andacht für Kleines und Kleinstes. Es bleibt trotzdem schwer, ihr Wesen zu ertragen, und man hört nicht auf, sich — mit Brunetiére — zu fragen, mit welchem Recht jeder beliebige Handwerker der Wissenschaft sich eine Autorität in verwickelten, tief wurzelnden Kulturproblemen anmaße.

Dr. Samuel Saenger.



Personentarif und Rückfahrkarten.

Nitten hinein in die seit zehn Jahren, seit dem Eintritt des Ministers von Thielen in das preussische Ministerium der öffentlichen Arbeiten, dauernde vollkommene Unbeweglichkeit des preussischen und damit leider auch des deutschen Eisenbahnwesens fiel die Verlängerung der Gültigkeit der Rückfahrkarten. Die Reisenden und die außerpreussischen deutschen Eisenbahnstaaten waren durch die Pögllichkeit und die innere Bedeutung dieser Maßregel geradezu verblüfft. Niemand in Deutschland hatte gerade von dem Herrn Minister von Thielen solches erlösendes Wort für das Verkehrsweisen erwartet, am Wenigsten ich; denn auf meine vor bald neun Jahren an den Herrn Minister gerichtete, damals durch die ganze Presse verbreitete Bittschrift, er möge die Gültigkeit der Rückfahrkarten auf dreißig oder wenigstens zwanzig Tage verlängern, hatte er, im Vollbewußtsein seiner unumschränkten Macht, ablehnend geantwortet. Und nun auf einmal die überraschende Verlängerung auf fünfundsiezig Tage! Aus der preussischen Reform ist in wenigen Tagen, ja, für einige Eisenbahngebiete in wenigen Stunden, eine allgemeine deutsche Verkehrsreform geworden. Zum ersten Male seit dem Bestehen der Reichsverfassung ist wenigstens für eine Frage des deutschen Eisenbahnwesens die gewichtige Bestimmung der Verfassung im Artikel 42 zur Wahrheit geworden: „Die Bundesregierungen verpflichten sich, die deutschen Eisenbahnen im Interesse des allgemeinen Verkehrs wie ein einheitliches Reg. zu verwalten zu lassen.“ Noch ein anderer Artikel, 45, ist endlich annähernd verwirklicht worden: „Das Reich wird namentlich dahin wirken, daß die möglichste Gleichmäßigkeit und Herabsetzung der Tarife erzielt werde.“ Verhandlungen über eine gleichmäßige Festsetzung der Personentarife haben zwischen den deutschen Regierungen seit neun Jahren geschwebt, ohne Erfolg, da keine gewisse ihr lieb gewordene Einrichtungen aufgeben, keine ihr fremde Einrichtungen einführen wollte. Die preussischen Staatsbahnen wollten nicht auf die vierte Klasse verzichten, die süddeutschen Eisenbahnverwaltungen wollten nicht mehr als drei Klassen und außerdem kein Freigepäd. gewähren. Als die Dinge auf diesem toten Punkt angelangt waren und durchaus nicht vom Fleck kommen wollten, that die preussische Staatsbahnverwaltung, wozu sie der Sache wie der Form nach zweifellos berechtigt war: sie schuf von heute auf morgen für ihr eigenes Gebiet eine durchgreifende Verbesserung, — und siehe da: die Verknotung des preussischen Verkehrswesens mit dem des gesammten übrigen Reiches erwies sich als so unlöslich, daß auch die widerstrebendsten Verwaltungen die preussische Reform sofort bei sich einführen mußten.

Wie immer man auch über die Reform selbst, über ihre sachliche Tragweite und über den Weg, auf dem sie zu Stande gekommen ist, denken mag: unschätzbar ist zunächst ihr Werth für die einheitliche Gestaltung des deutschen Verkehrswesens. Niemand zweifelt jetzt daran, daß diesem ersten Schritt zu einer durchgreifenden Verbesserung unseres Personenverkehrs sehr bald weitere,

nach wichtigere Schritte folgen werden. Die Masse ist im Finis; und zum Theil wird es von den Kundgebungen des Publikums und der Presse abhängen, welche neue Gestaltung des deutschen Eisenbahnverkehrs wir zu erwarten haben.

Die Verlängerung der Gültigkeit der Rückfahrkarten bedeutet mehr als eine bloße Bequemlichkeit für die Reisenden. Unzählige Reisen aller Art, Geschäftsreisen, Familienreisen, Vergnügungstreisen, werden erst durch diese Verlängerung möglich. Man bedenke: bis zum vierten Juni dieses Jahres konnte von der bedeutenden Ermäßigung für Rückfahrkarten, die zwischen 25 und 38 Prozent beträgt, nur der Reisende Gebrauch machen, der nach drei bis höchstens zehn Tagen an den Ausgangsort zurückzukehren vermochte. Aber der Genuß dieser Ermäßigung war noch an eine andere, oft unerfüllbare Bedingung geknüpft: auf der Ausgangsstation mußten nach dem Tarif berechnete Rückfahrkarten ausliegen. Wollte der Zufall oder die Willkür der Verwaltung, daß eine Rückfahrkarte nach dem Ort, den der Reisende zu besuchen wünschte, nicht „auslag“, so entging dem Reisenden die Ermäßigung und damit in vielen Fällen die Möglichkeit, die Reise überhaupt zu machen, weil der volle, nicht ermäßigte Fahrpreis unerschwinglich war. Für die größeren Städte kam dieser Umstand wenig in Betracht; denn sie waren reichlich mit fertigen Rückfahrkarten ausgestattet, allerdings auch nur nach den größeren Stationen. Für den Fernverkehr von kleinen Stationen aus fehlten aber die fertigen Rückfahrkarten fast regelmäßig; und damit ergab sich für den Reisenden die Nothwendigkeit, den vollen Fahrpreis zu zahlen. In diesem Zustand lag eine so schreiende Ungerechtigkeit, daß es uns heute, wo er beseitigt ist, unbegreiflich erscheint, wie weise und gerechte Eisenbahnverwaltungen, zumal Staatsbahnverwaltungen, sie so lange aufrecht erhalten konnten. Allerdings war durch die zusammenstellbaren Fahrscheine eine Art von Ausweg aus dieser Noth geschaffen worden. Doch die Preise für Fahrscheine waren und sind höher als die Preise für Rückfahrkarten und — was für zahllose Reisen oft das größte Hinderniß ist — sie gewähren kein Freigepäd. Für Reisende, die Gepäc aufgeben müssen, geht schon bei zwanzig Kilo die ganze Ermäßigung der Fahrscheine verloren.

Außer den Rückfahrkarten und Fahrscheinen gab und giebt es dann noch, wenn auch nicht mehr für lange, die schier unübersehbare Fülle von anderen Ausnahmekarten der aller verschiedensten Art. Der Wirrwarr dieses Ausnahmekartenwesens hat allmählich einen Grad erreicht, daß auch der gewiegteste Eisenbahnkenner nicht mehr im Stande ist, sich darin zurecht zu finden. Ich bekenne ganz offen, daß, trotz meiner eingehenden Beschäftigung mit diesen Dingen während eines Menschenalters, ich mir nicht zutraue, für weite Reisen, etwa von Norddeutschland in die Schweiz oder nach Italien, die unbedingt billigste Fahrkarte herauszufinden. Selbst Vorsteher von amtlichen Eisenbahnauskunftstellen haben mir die selbe Unfähigkeit bekannt.

Abgesehen von dem Wirrwarr, — welche Fülle von Ungerechtigkeiten steckt in diesen Ausnahmekarten! Die bloße Willkür des Ministers entschied, nach welchen deutschen Badeorten und Sommerfrischen man zu ermäßigten Preisen reisen durfte. Und von der Willkür der Verwaltung hing auch die Zahl der Orte ab, von denen aus man die Bäder und Sommerfrischen zu billigem Preis besuchen durfte. Ich führe nur einige Beispiele von vielen tausenden dieser willkür-

lichen Ungerechtigkeiten an. Gewisse sächsische Badeorte genossen ermäßigte Fahrpreise, die den rheinischen Badeorten hartnäckig verweigert blieben. Man konnte nach Landeck oder nach Salzbrunn mit wesentlich ermäßigtem Sommerkarten fahren; nach Wiesbaden, Nauheim, Domburg, Deynhausen nicht. Warum? Darum! Jrgend einen vernünftigen Grund gab es nicht; es gab nicht einmal einen unvernünftigen, sondern überhaupt gar keinen. Nach Landeck durfte man zwar von Kottbus billig fahren, aber von Graubenz nicht. Nach Salzbrunn durfte der Badegast aus Jülichau zu ermäßigtem Preise fahren, der Badegast aus Danzig nicht. Wer sich einen Begriff von diesen Zuständen machen will, — die für den laufenden Sommer ja noch aufrecht erhalten werden —, Der durchblättere im Reichskurbuch die auf den Seiten 736 bis 748 gesammelten Beispiele. Wenn nach einigen Jahren dem heranwachsenden Geschlecht ein altes Kurbuch mit den dort befindlichen Angaben in die Hände kommt, so wird es nicht verstehen, wie seine doch auch nicht ganz auf den Kopf gefallenen Vorfahren sich Dergleichen Menschenalter hindurch gefallen lassen konnten.

Diesem ganzen Wirwar und diesen schreienden Ungerechtigkeiten macht die fünfundvierzigtägige Rückfahrkarte ein Ende. Künftig kann jede deutsche Station von jeder anderen deutschen Station unter der Bedingung der Rückkehr in fünfundvierzig Tagen zu einem um 25 bis 38 Prozent ermäßigten Fahrpreis besucht werden. Dazu ist nicht einmal nötig, daß man eine direkte Fahrkarte am Ausgangsort erhält; fehlt diese zufällig, so genügt ja die Rückfahrkarte nach irgend einer größeren Station auf dem Wege; von ihr aus bekommt man eine zweite Rückfahrkarte ans Ziel; und wenn diese auch nicht ausreichen sollte, dann wird eine dritte sicher helfen.

Das Merkwürdigste an dieser gewiß mit Dank zu begrüßenden Reform ist, daß zugleich mit der Dankbarkeit der Reisenden sofort die Forderung nach einer viel weiter gehenden Reform ansteht. Der Grund liegt nicht in der Unbescheidenheit der Reisenden, sondern in der inneren Vernunft der Dinge. Der durch die fünfundvierzigtägige Rückfahrkarte geschaffene Zustand widerspricht nämlich so sehr aller vernünftigen Tarifbemessung, daß jetzt auch in Kreisen, die sich sonst wenig um Eisenbahntarife kümmern, weitergehende Forderungen laut werden. Die Unhaltbarkeit des heutigen Zustandes liegt hauptsächlich darin, daß der Ausnahmetarif für Rückfahrkarten jetzt nahezu die Regel wird. Etwa 75 Prozent aller Reisenden wurden nämlich bis jetzt schon zu dem ermäßigten Rückfahrkartenpreis befördert; durch die Verlängerung der Gültigkeit auf fünfundvierzig Tage wird dieser Prozentsatz sicher auf 90 und noch höher steigen. Was folgt hieraus? Hat es noch einen Sinn, die überwiegende Mehrzahl aller Reisenden zu einem ermäßigten Preis zu befördern, dagegen für eine Minderzahl den vollen sogenannten Normalpreis aufrecht zu erhalten? Schon die Bezeichnung „Normalfahrpreis“ für eine kleine Minderzahl enthält ja in sich einen Widerspruch. Mit welchem Recht aber gewährt man denn überhaupt für Rückfahrkarten eine so bedeutende Ermäßigung? Man vergißt in unserer schnell lebenden Zeit, daß die ermäßigten Rückfahrkartenpreise nur zu rechtfertigen waren durch das System der Privatbahnen und daß sie thatsächlich von den Privatbahnen eingeführt worden waren. Die Verwaltungen der früheren Privatbahnen hatten natürlich ein lebhaftes Interesse daran, im Wettbewerb mit anderen Privat-

bahnen auch die Rückreise eines Fahrgastes auf ihre Linien zu lenken; und um den Reisenden anzulocken, boten sie ihm für die Rückfahrt eine Ermäßigung. Dieser unter den früheren Verhältnissen berechnete wirtschaftliche Grund ist durch die Verstaatlichung hinfällig geworden; Vernunft ward Unfuss und Wohlthat in vielen Fällen Plage. So erhebt sich denn mit immer stärkerem Nachdruck und mit unwiderlegbaren Gründen die Forderung: da ohnehin die weitaus größte Zahl aller Reisenden schon jetzt den ermäßigten Rückfahrpreis bezahlt, so thue man alsbald den zweiten Schritt auf dem Wege der Eisenbahreform und lasse alle Reisenden ohne Ausnahmen zu dem Tarif fahren, den jetzt die Rückfahrkarten fordern. Es liegt doch wahrlich kein besonderes Verdienst in der Rückkehr eines Reisenden an den Ausgangspunkt; der Eisenbahnverwaltung kann es gleichgültig sein, ob ihre Reisenden zurückkehren, und erst recht, in welcher Frist sie zurückkehren. Eben so gleichgültig kann es ihr sein, ob sie auf gradem Wege zurückkehren oder auf Umwegen. Welcher vernünftige Grund liegt vor, einem Reisenden, der in gerader Linie von Berlin nach Kachen über 600 Kilometer zurücklegt, jede Ermäßigung zu versagen, ihm aber eine Ermäßigung bis zu 38 Prozent zu gewähren, wenn er von Berlin nach Spandau hin- und zurückfährt, also für kaum 24 Kilometer, und die Ermäßigung zu verringern und obendrein das Freigepäd zu verweigern, wenn der Reisende eine Rundreise von Berlin über Hamburg nach Frankfurt a. M. und Berlin zurückmacht, also über 1000 Kilometer zurücklegt? Die Forderung hat also von jetzt ab zu lauten: Weg mit allen Ausnahmetarifen — außer für den Stadt- und engsten Nachbarverkehr —, weg also mit den Rückfahrkarten, Sommerkarten, Anfahrrückfahrkarten, weg auch mit den einst so freudig begrüßten Rundreiseheften und Erziehung all dieses Wirtwarms und all dieser durch nichts zu begründenden Ungerechtigkeiten durch die Einführung eines für alle Reisen ohne Unterschied gleichen einheitlichen Kilometerpreises! Auf den preussischen Staatsbahnen beträgt der Kilometerpreis, und zwar für Schnellzüge wie für Personenzüge, für die drei ersten Klassen: 6, 4 $\frac{1}{2}$, 3 Pfennige; zu diesem Preise werden unter der Herrschaft der fünfundsiebzigtägigen Rückfahrkarten mindestens 90 Prozent aller Reisenden fahren. Was liegt also näher und was ist selbstverständlicher, als daß diese Kilometerpreise für alle Reisenden in Geltung treten, so daß es in Zukunft vor einer Reise keinerlei sorgsamere Erwägungen und Berechnungen mehr bedarf, um den billigsten Preis einer Fahrt durch die Anwendung der ausgeflügeltsten Kniffe und Pfiße zu ermitteln? Die Ausdehnung der Gültigkeit der Rückfahrkarten ist in ihrer Hauptwirkung nichts Anderes als die Herabsetzung der Kilometerpreise für die Mehrzahl aller Reisenden. So ziehe man denn mit kurzem Entschluß die unmittelbare Folgerung aus dieser Maßregel: man wende den so ermäßigten Tarif auch auf den noch kleinen Rest von Reisenden an. Dann hätte man zwar noch keine übermäßig große Verbilligung, wohl aber eine tadellose Einfachheit des Fahrkartensystems erreicht.

Dr. Eduard Engel.



Mein letzter Verleger.

Sah mein erster Verleger wie ein verbummelter Exoffizier aus, so glich mein letzter Verleger einem Oberceremonienmeister in Amt und Würden.

Eines schönen Sommertages stand ich unten in meinem schönen Schliersee an der Eisenbahn und wartete auf den Mittagzug. Aus einem Coupé erster Klasse stieg ein sehr ansehnlicher, ziemlich beleibter Herr in mittleren Jahren und suchte mit seinem Blick fragend herum, sah mit beiden Händen die beiden herabhängenden Spitzen seines ansehnlichen und wohl soignirten, unter dem Sinn getheilten Bartes, zog sie nach beiden Seiten horizontal aus und ging zögernd auf mich zu. Ich griff mit einem Fragezeichen an meinen Hut, er gleichfalls an den seinen: Verfasser und Verleger standen einander gegenüber. Beide anscheinend gleich erstaunt. Er habe mich sich ungefähr so vorgestellt, erklärte er höflich; ich aber fand, daß mein Gast verdächtig wenig nach Einem seiner angeblühten Zunft aussah.

Während wir durch die nach einem Gewitterregen nassen Straßen des Gebirgsdorfes wanderten, legitimirte sich mein Begleiter auf verschiedene Weise, um sich meinem Vertrauen zu empfehlen. In Schweden sei er viel gereist; er sei in gewissen Bibliothekangelegenheiten dort gewesen, besonders in meinem lieben Lund bei dem Universitätsbibliothekar Tegnér; ja, ihm sei sogar aus irgend einem Anlaß der Basarorden in Aussicht gestellt worden. Ueberhaupt arbeite er mit allen Kräften darauf hin, seinem Geschäft die weiteste Ausdehnung zu geben; so benutze er jetzt diese Reise nach Bayern, um zum Lieferanten von wissenschaftlichen Werken der medizinischen Literatur für die bayerischen Universitäten erkoren zu werden. Er sei nämlich eigentlich und in erster Linie Inhaber einer großen medizinischen Verlagsbuchhandlung in Prag und Leipzig; den kleinen belletristischen Verlag in Berlin habe er nur aus Liebhaberei übernommen.

Mein Gast blieb beständig stehen, während wir den steinigten und holperigen Weg bergan stiegen; theilweise schien ihm der Athem auszugehen, theilweise mußte er immer wieder seine dünn besohlenen lackirten Stiefel untersuchen, ob sie auch keinen Schaden gelitten hätten; dabei wurde seine Miene stets bekümmert und mißbilligender. Er redete immer weniger und mit Pausen; und wenn er redete, so geschah es durch die hohe, gebogene Ablernase.

Während des Mittagmahls erklärte er, als gewisse geschäftliche Gepflogenheiten seiner Kollegen gestreift wurden, mit vornehmer Handbewegung und abschmeibender Miene, daß Solches bei ihm nicht zu befürchten sei. Und beim Kaffee fügte er hinzu, eins meiner — in seinem Verlage kürzlich erschienenen — Bücher sei schon fast gänzlich vergriffen.

Ich begleitete meinen Gast auf den Bahnhof. Er schlug mir dabei vor, ein Buch über Schweden zu schreiben und ein zweites „Zur Psychologie der Ehe“, ohne daß ich die Untermeinung seiner Worte recht heraus hören konnte. Dann verabschiedete er sich unter sehr umständlichen Komplimentirungen.

Im Wasthause aber, wo ich mein Bier zu trinken pflegte, erwartete mich, unerwarteter Weise, am selben Tage auf meinem Rückwege von der Station Paul Garin, der mir bis dahin persönlich unbekannte Verfasser von „Dulcamara“, einem Buche, dessen Quintessenz in dem Satz gipfelt: „Katholisch müssen wir doch Alle einmal werden“.

In seiner Korrespondenz erwies sich mein letzter Verleger anfangs als einen sehr liebenswürdigen Herrn. Er schrieb gern Briefe, schrieb oft und lang und immer mit seiner eigenen Handschrift. Das deutete ja unverkennbar auf eine gewisse Originalität hin. Er war übrigens beständig konfus: telegraphirte, wo es gar nicht nöthig gewesen wäre, vergaß die halbe Adresse auf seinen Sendungen und verwirrte sich zuweilen völlig in den Angaben. Ich vermuthete darin aber nur persönliche Eigenthümlichkeiten.

Als aber ein Jahr verstrichen war und ich anfragte, wie es mit dem Verkauf meiner drei Bücher stände, antwortete er, es seien von ihnen zusammen etwa dreihundert Exemplare abgesetzt worden, einschließlich jenes Buchs, von dem er schon im vergangenen Sommer gemeldet hatte, es sei so gut wie vergriffen. Und wie um zu zeigen, daß solche Wunder in der Verlagswelt ganz allgemein sind, theilte er einige Monate später meiner Frau mit, daß er eins ihrer in anderem Verlage erschienenen Bücher, das nach rechtsanwaltlicher Angabe im Frühling im Buchhandel erschöpft war, noch nicht in seinen Verlag übernehmen

„... könnte, weil jetzt, im Herbst, noch achtundsechzig Exemplare vorrätzig seien.“

Als wieder ein Jahr verstrichen war, erschien er wieder an einem Sonntagmorgen in Schlütersee. Diesmal hatte sich seine Bartracht mehr gelockert. Franz Joseph und dem alten Kaiser Wilhelm angenähert: das Kinn war rasiert; und seine oberceremonienmeisterliche Hülle schien ein Bischofsgewand. Schon bei seinem ersten Besuch hatte er mir vertrauensvoll mitgetheilt, Diabetiker; jetzt aber erklärte er melancholisch, er habe nur noch vier Pfund seines Körpergewichts zu verlieren, — dann sei es aus mit ihm. Er breitete uns seine „Rechenhaftberichte“, nach denen sich der Verkauf von unseren Büchern in dem verfloffenen Jahre auf ein paar Duzend beschränkt habe, als wir aber von ihnen keine Notiz nahmen, steckte er sie wieder ein. „Vorwärts, rückwärts, Don Rodrigo“, murmelte er; und darauf fing er an, in einem tiefen Ton Mittheilungen zu machen über Briefe, die er in dieser Lagsache erhalten habe, Briefe von hochstehenden Persönlichkeiten und an denen er gar nicht glauben würde, wenn er sagen wollte, von wem sie stammten.

Es ging an diesem Tage wild zu auf dem sonst so stillen See. Als wir mit dem Mittagessen fertig waren, fand sich auch Paul Garin ein. Der Verleger schien dies ein Wenig zu beunruhigen. Als aber, nachdem nach Weilschen verstrichen war, der Bruder der Köchin als Dritter im Bunde erschienen, entsetzte er sich sichtbar, nahm sofort Abschied und stürzte nach Tegernsee, dem Erzbischof von München her, der sich in den selben Tagen auf Firmung in Schlütersee befand und zur selben Zeit abreiste. Paul Garin und der Bruder der Köchin blieben allein zurück. Der „Bruder der Köchin“ war mir von jeher als eine ganz besondere Spezies bekannt; es waren immer ganz oberpriesterliche Erscheinungen, denen eine fleischliche Geschwisterchaft mit den Köchinnen nicht anzusehen war. Es ist ja auch eine seltene Erscheinung, daß Schwa-

von ihren Brüdern in Erregung versetzt werden; die Köchin aber wurde an diesem Tage so sehr erhitzt, daß das sonst so nächste und verständige Mädchen am Abend ihren Hut in meinem Schlafzimmer vergaß.

Seit diesem Tage habe ich meinen letzten Verleger nicht mehr gesehen. Das Leben machte ihn mir allmählich ganz unkenntlich. Aus der distinguirten oberceremonienmeisterlichen Hülle kroch ein wunderliches Geschöpf hervor, halb häßlich, halb lächerlich, das am Meisten an die vorzügliche Darstellung des verstorbenen Dr. Naginger von den Bucherern aus der römischen Verfallzeit erinnerte. Zugleich schien aber eine innere Auflösung in ihm vor sich zu gehen; die Konfusion, die ich ihm schon von Anfang an angemerkt hatte, machte erschreckende Fortschritte. Je wilder er geworden ist, desto weniger hängt er innerlich zusammen; und im Moment steht er da vor mir als eine groteske Verrenkung.

Von einem Vertrieb unserer Arbeiten war keine Rede mehr; es wird jetzt gegen vier Jahre her sein, daß er weder mir noch meiner Frau einen Pfennig bezahlt hat. Zugleich aber wollte er immer mehr haben: zu welchem Zweck, ist mir unersündlich; jedenfalls nicht aus Geschäftsinteresse; denn je mehr er sich beeiferte, uns zu überzeugen, daß unsere Arbeiten ganz und gar ungangbare Sachen seien, desto begieriger wurde er nach mehr.

Meiner Frau gegenüber behauptete er, er könne die zweite Auflage eines von ihm erst als ausverkauft, dann als vorrätzig bezeichneten Buches über soziale und psychologische Fragen nicht veranstalten, weil ein zweiter Theil sich nicht anschließe. Von mir aber hat er seit vier Jahren den zweiten Theil eines Romans bei sich liegen, ohne daß er zu bewegen wäre, dem ersten Theil diesen zweiten folgen zu lassen.

Seit einem Jahr tobt er mit dem Rechtsanwalt herum. Als meiner Frau nicht mehr beizukommen war, warf er sich mit doppelter Wuth über mich. Er wollte zuerst zweihundert Mark aus den bezahlten Honoraren zurückhaben und ließ mich vor das münchener Gericht laden. Der Termin fiel auf einen großen jüdischen Feiertag. Ich ging nicht hin. Ein paar Wochen später wurde mir der Gerichtsvollzieher ins Haus geschickt: ich war ohne Weiteres zur Auszahlung der zweihundert Mark verurtheilt. Sie waren nicht vorhanden. Nach ein paar Wochen streckte mein Verleger durch seinen Rechtsanwalt veröhnlich die Hände aus und suchte nach dem „guten Willen“ bei mir. Der war auch nicht vorhanden. Jetzt fängt der Wütherrich an, bei den Verlegern herumzugraffiren, die je Etwas von mir in deutscher Sprache verlegt haben.

In dieser Schlupfpose habe ich den merkwürdigen Mann abkonterfeit: die eine Hand ausgestreckt, die andere geballt. Ich habe weder mit der einen noch mit der anderen Hand Etwas zu thun; sie haben nur mit einander zu thun und müssen die Sache unter sich abmachen.

Aber diese Pose war nöthig, damit die Groteske ihren Abschluß fände.

München.

Ola Hansson.



Verse.

Auf dem Elfenhügel im Mai — Nein, nein,
 Da schlaf' ich nicht unter den Rosen ein.
 Und duften die Rosen auch noch so süß:
 Ich weiß, was solcher Duft verhieß.
 Ich schlief schon einmal so sanften Schlaf
 Und ich weiß, wie mich das Erwachen traf.
 Ein Goldelf sprach zu mir im Traum
 Kosende Worte, Ihr glaubt es kaum.
 Er sprach zu mir und wies hinaus
 Im Rosengebüsch auf das dämmernde Haus,
 Das Haus von Blüthen überdacht,
 Wie ein weißer Traum in der blauen Nacht.
 Und in dem Hause die Halle weit,
 Die strahlte von Licht und Herrlichkeit.
 Auf dem Ruhebett die Königin,
 Die winkte mich lächelnd zu sich hin.
 Und ich kniete nieder stumm und lang,
 Und da wars, als ob mich ihr Arm umschlang.
 Mir war, als wogte um mich ihr Haar,
 Und ich sah zwei Augen warm und klar.
 Ein süßes Wort: Das war ihr Gruß.
 Und noch süßer war ihr weicher Kuß.
 Doch wie sie mich heiß und tief geküßt,
 Der Zauber plötzlich zerronnen ist . . .
 Und ich fuhr empor und wachte auf.
 Da lag ich auf wüstem Kehrichthauf.
 Und toter Blumen ecker Duft
 Und Staub und Spinnweb in der Luft . . .
 Auf dem Elfenhügel im Mai — Nein, nein,
 Da schlaf' ich nicht unter den Rosen ein.



Von Veilchen möcht' ich hören und Jasmin,
 Von goldnen Haaren sollt Ihr mir erzählen
 Märchen, wo vor der Elfenkönigin
 Der dunkle Knabe träumend auf den Knien
 Umsonst sich müht, ihr seine Gluth zu hehlen.
 Zu ihrem Pagen hat sie ihn ernannt,
 Nun trägt er ihr die silbergraue Schleppe;
 Sie hat sich heimlich nach ihm umgewandt,
 Und flüchtig streift ihn die beringte Hand
 Beim Gang hinab die weiße Marmortreppe.
 Er rudert sie hinaus die blaue Fluth,
 Wo fern ihr Schloß im Strahl der Abendsonnen;
 Unter dem Baldachin sie lächelnd ruht
 Und lächelnd sieht sie, wie von jäher Gluth
 Des Knaben Antlitz dunkel überronnen.
 Bei den Kamelien legt der Nachen an,
 Zum Abschiedsfuß reicht sie die weißen Hände,
 Dann schwindet blaß das Kleid auf dem Altan
 Und in die Nacht hinaus irt dumpf der Kahn ...
 Gehn nicht die Märchen alle so zu Ende?

Hamburg.

Theodor Suse.



Selbstanzeigen.

Der kleine Trott. Von Henri Lichtenberger. Verlag von Fr. Ernst Fehsenfeld. Freiburg i. Br. 1901.

Auf den Leser dieses Buches stürmen tausend Gedanken und tausend Erinnerungen ein: er hat das Buch, obgleich er es eben zum ersten Mal in der Hand hält, schon früher gelesen, ja, selbst erlebt. Mit jeder neuen Seite, die er umschlägt, wird ihm klarer, daß er in vergangenen Tagen selbst der kleine Trott gewesen ist, der mit seinen großen Kinderaugen in die wunderliche Welt schaute und in dem Summen der Biene, im Dufte der Blume, in den Lumpen des Bettlers Räthsel erblickte, die Beantwortung heißten. Der Verfasser des Buches ist ein Franzose, das Werk aber trägt durchaus keinen nationalen Charakter. Im Grunde sind alle kleinen Kinder gleich, welcher Nationalität sie auch angehören, und deshalb können wir uns auch den kleinen Trott mit schwarzen

oder blonden Locken denken, im schottischen Kilt, in französischer Blouse oder in den kurzen deutschen Höschen; in jedem Gewande behält er die selben großen, klaren, fragenden Kinderaugen. Die Bearbeitung von Agnes Born-Temme hatte sich zum Ziel gesetzt, den französischen Ursprung des Buches vergessen zu lassen. Man darf daher hoffen, daß Alle, die mit Sehnsucht auf ihre Kindheit zurückblicken, auf die Tage, da sie mit Vater, Mutter, Geschwistern und der Hausfuge eine einzige glückliche Familie bildeten, den kleinen Trost lieb gewinnen werden.

Freiburg i. B.

Friedrich Ernst Fehsenfeld.



Geistlich. Roman aus der jüngsten Vergangenheit. Lotus-Verlag, Leipzig.

Wenn man heutzutage mit sechsunddreißig Jahren zum ersten Male ernsthaft literarisch das Wort ergreift, muß wohl ein zwingender Grund vorliegen. Was ich in meinem Romane wiederzugeben versuchte — die oft unauflösblichen Eindrücke von Selbsterlebtem, die Fülle von Beobachtungen aus unmittelbarer Nähe —, Das hat Jahre lang geschlummert, bis ein äußerer Anlaß den Funken zur hellen Flamme entzündete. Dieser Anlaß war der immer weiter hallende Ruf: Los von Rom! Daß der Lebensgang des Pfarrers Kneipp, das Leben und Treiben des damaligen Wörischhofen den Hintergrund bildet, dürfte Manchen interessieren. Vielleicht findet einer oder der andere Leser — oder gar Käufer? — in den inneren Erlebnissen des Helden einige verwandte Züge, die ihn gegen etwa vorhandene Schwächen des Werkes mild stimmen.

Leipzig.

Theo Pilgrim.



Ein Sonderling. Roman aus der italienischen Renaissance. Lotus-Verlag, Leipzig. Preis 5 Mark.

Ein abnormer, aber genial veranlagter Fürstensohn kämpft gegen seine normale, aber beschränkte Umgebung. Der Held besitzt zwar Kraft zum Handeln, doch lähmt ihn seine Sucht zum Grübeln. Die Darstellung ist dramatischer Natur. Trotzdem wird der Roman kein großes Publikum finden. Der Normale fühlt das Interesse geschwächt, wenn eine Liebe dargestellt wird, die er nicht innerlich mitfühlen, sondern nur von außen her beobachten kann. Ich habe den Roman von mehreren Juristen begutachten lassen; man muß ja in Deutschland so entschieden vorsichtig sein und ich habe an meinem ersten berichtigten Prozeß genug, der mir die Gunst der Kritik völlig entzogen hat. Man wagt gar nicht mehr, über mich zu reden, — und doch sollte man bedenken, daß damals ein deutscher Staatsanwalt nicht wußte, wer Friedrich Hebbel ist, und dessen Werke beschlagnahmen wollte. Daran kann nicht oft genug erinnert werden.

München.

Wilhelm Walloth.



Spinnengewebe.

In herrlicher Tag! Die Sonne sendet ihre letzten Strahlen durch das offene Fenster meiner Arbeitsstube. Vom Felde her kommt ein kühles Lüftchen und erfrischt die heiße Stirn. Ueber meinen Plänen und Zeichnungen arbeite ich mit Anspannung aller meiner Kräfte. Ich fühle, daß mir in diesem Augenblick Unerhörtes gelingen kann. Aber Ruhe. Welche Lust, zu arbeiten, wenn das Ziel des Lebens winkt. Ich weiß, für wen ich arbeite. Ich arbeite für sie. Wenn die Sonne untergegangen, die Lampe beinahe herunter gebrannt sein wird, werde ich spät nach Hause kommen und sie schlafend finden. Schlafe ruhig; ich wache für Dich . . . Und nebenan dröhnen die Maschinen, kreischen die Räder, klopfen die Hämmer der Fabrik. Das Haus erzittert unter dem eintönigen Stampfen der Maschine. Früher haßte ich das Getöse; heute kenne ich keine süßere Musik.

Wahrhaftig, der Tag ist schön! . . . Für einen Augenblick lege ich den Bleistift bei Seite. Das Fenster geht auf den Garten, der verwildert ist, wie es Fabrikgärten zu sein pflegen. Da wächst Alles, wie es Gott geschaffen hat. Dichtes Gebüsch steht zwischen hochstämmigen Kastanien und Linden. Der Wind weht aus der Tiefe einen betäubenden Duft von Akazien herauf.

Wenn ich das Dunkel mit meinem Auge durchdringen könnte! Aber Das ist unmöglich.

Ich würde dann ein kleines Häuschen am Ende des Gartens sehen können, in dem wir seit zwei Jahren zusammen wohnen. Sie und ich, mein Weib, meine Sonne, mein Alles. Jetzt hält sie wohl das Jüngste auf dem Schooß, um es in Schlaf zu singen, und das Ältere klammert sich an ihre Knie und bittet um einen Kuß. Das sind meine Kinder: das eine dreijährig, das andere kaum ein Jahr alt.

Besegnet sei der Augenblick, da ich meiner theuren Lebensgefährtin zum ersten Male begegnete! Als wir uns sahen, blickten wir einander in die Augen, als wollten wir da alle unsere Gedanken lesen. Du warst schön, wie ein Traum. Du hattest tiefe Augen, Dein Mündchen lockte zum Küssen und in zwei allerliebsten Grübchen sah der Schalk. Ich blickte Dich nur einmal an . . . und wußte, daß Du mir mein Leben vergolden würdest. Wer weiß? Vielleicht habe ich Dich mit meinem durchdringenden Blick damals beleidigt. Aber Du vergabst mir . . . Nach zwei Wochen kannten wir uns schon gut. Ich fragte Dich, ob Du mein sein willst, und Du sagtest leise: „Ja!“ . . . O, Du wirst mein sein! Ich ging zur Mutter und sagte:

„Segne uns, Mutter, ich habe das Glück gefunden, um das ich so lange gekämpft habe!“ Und die Mutter schüttelte ihr graues Haupt, als wollte sie böse Gedanken abwehren. Sie sah mich traurig an und sagte nach einer Weile: „Eine zu schöne Frau! . . . Sie ist zu schön!“ . . .

„Was solls damit?“ fragte ich ungeduldig.

Die alte Frau schwieg lange.

„Nichts,“ antwortete sie, „ich würde doch umsonst reden . . . Sie ist zu schön, eine zu schöne Frau!“

Schreien einer Greisin!

Was schadet denn, daß sich die Leute nach ihr umschauen werden, wenn

ich mit ihr die Straße entlang gehen werde? Was kann sie dafür, daß Gott sie so geschaffen hat? Und was kann ich dafür, daß ich in ihren blauen Augen nur das eine Wort „Liebe“ lese?

Seht doch nur her: schon drei Jahre sind es nun bald, seit ich die Mutter um ihren Segen bat, und eben so lange bin ich der glücklichste der Menschen. O, ich weiß, daß Du schön bist, mein geliebtes Weib! Ich weiß, daß Du Dich in Dein Haar wie in einen Mantel hüllen kannst, daß Du einen Körper wie eine Juno und dabei Händchen wie ein Kind hast. Darum liebe ich Dich und bete Dich an! Wenn Du es wünschtest, würde ich Dir einen Altar bauen.

Wahrhaftig, wenn ich mich betrachte, dann wundere ich mich selbst über den Nuth, der mich nach einem solchen Kleinod die Hände ausstrecken ließ. Denn ich bin nicht schön, sondern eckig und breitschultrig und meine Hände sind grob und schwielig von der Arbeit. Ein richtiges Arbeitspferd! Dabei habe ich Kräfte wie ein Stier. Wenn man uns Beide sieht, muß man unwillkürlich denken: Welch ungleiches Paar!

Was gehts mich an? Wenn ich den Anderen nicht gefalle, was schadet's? Wenn ich ihr nur gefalle; und seit drei Jahren lese ich in ihren Augen, in ihren lieben Augen, daß ich ihr gefalle. Aus mir ungeschlachtetem Keul ist unter ihren Händen ein feinfühligler Mensch geworden.

Jetzt läutet die Glocke. Das ist Feierabend. Aber ich bin noch lange nicht fertig. Frisch wieder aus Werk, denn die Zeit verrinnt . . . Na, so was! Besuch! Julian tritt ein, wie immer geschmiegelt. Wie er nur so auf sich achten kann? Elegant, zierliches Schnurröhrchen, selbstbewußt; denn die Frauen vergöttern ihn. In den zwei Monaten, seit er bei uns wohnt, habe ich ihn noch nie anders gesehen als wie aus der Modenzeitung ausgeschnitten. Sogar bei der Arbeit sieht er so aus. Er riecht wie ein ganzer Parfümerieladen. Heute scheint er etwas müde von der Arbeit zu sein und sieht blaß aus; nur seine Augen blitzen eigenthümlich. Ich gebe ihm eine Cigarette und lade ihn ein, neben mir Platz zu nehmen.

„Schon fertig?“

„Ja. Und Du arbeitest noch? Ich hörte, Du mühtest noch heute eine Zeichnung beendigen.“

„Ich habe es versprochen und da muß ich Wort halten. Einige Stunden wirds wohl noch kosten. Ich muß meine Frau benachrichtigen, daß ich später nach Hause komme. Du erlaubst wohl?“

Ich nahm ein Blatt und schrieb: „Mein theures Kind! Durch die Pflicht zurückgehalten, sende ich Dir tausend Küsse. Weißt Du, was mich hier festhält? Die Zeichnung für den abscheulichen Schornstein. Ich will zusehen, daß der Gebante an Dich mich nicht zu sehr störe. Ich kann erst spät kommen. Wenn Du nicht zu müde wirst, laß den Tisch in der Laube decken . . .“

Ich hörte einen Moment auf, zu schreiben.

„Hast Du die Laube gesehen?“

„Ja.“

„Schön, was?“

„Ja, sehr schön.“

„Siehst Du: nach meiner Angabe ist sie gebaut. Durchbrochen, ganz

lustig. Aber ich hatte mich unnöthig mit der durchbrochenen Architektur gequält. Der wilde Wein ist so dicht geworden, daß sie von fern beinahe wie ein Bund Heu aussieht. Aber Du giebst doch zu, daß sie apart gebaut ist? Sie hat zwei Eingänge, einen vom Hause, den zweiten vom Gartenzaun her. Leider können wir nur einen benutzen. Denke Dir, wir gehen einmal hin — : halt, da ist der Eingang zu unserem Palast verbarricadirt! Eine Spinne hatte ihr Netz gerade darüber hinweg von einem Ast zum anderen gezogen. Ich wollte mit dem Stok dazwischen fahren, aber mein Kleiner klatschte vor Freude über das schöne Netz in die Händchen; und da ließ ich Alles, wie es war, dem Kind zu Liebe. Seitdem benutzen wir nur noch den einen Eingang.

„Willst Du noch eine Cigarette?“

„Ich danke.“

Ich schrieb weiter:

„Es ist Vollmond, ich werde also Licht genug haben.“

„Gehst Du nach Hause?“ fragte ich.

„Ja, nach Hause.“

„Dann thue mir den Gefallen und gib meiner Frau den Brief.“

Julian ging und ließ mir nur den Duft seines Parfums zurück. Ein komischer Junge! . . .

Also wieder an die Arbeit! Hier ist ein Bleistift, das Reißbrett mit aufgezogenem Papier. Wo ist mein Notizbuch hingekommen? Aha, da ist es! Dumme Geschichte! Ein so schwerer Schornstein auf so schwankem Grunde!

In der Fabrik ist Alles still. Von Zeit zu Zeit höre ich auf dem Korridor die Schritte eines verspäteten Arbeiters. Ein zweifelhaftes Vergnügen — bei Alledem —, wenn Alles nach Hause geht, noch am Schreibtisch sitzen zu müssen.

Aber zeichnen wir weiter . . . Die Arbeit geht mir nicht von der Hand. Ich sehe die Photographie an, die in einem kleinen Sammetrahmen vor mir steht. Das Bild meiner Frau. Ich nehme und küsse es . . . Mein geliebtes Herz, meine Seele! Doch nein! Zeichnen wir weiter. Fatal: mein Bleistift ist abgebrochen; wahrhaftig: es geht nicht! Zum Ueberflus buften die Akazien so stark. Ein Sperlingspaar kreischt unter meinem Fenster. Die Sonne geht unter. Alles still. Du könntest das Summen einer Mücke hören. Die Blätter der Lindenbäume bewegen sich, als wollten sie der Sonne eine Gute Nacht zurufen. Ach, dieser Akazienduft, der die Nerven überreizt! . . . Ich kann nicht, ich kann wirklich nicht mehr arbeiten . . . Ich werde früh um fünf Uhr aufstehen und die Zeichnung vollenden. Fort mit dem Zirkel, mit dem Lineal, dem Bleistift und dem Reißbrett. Heute will ich leben und genießen, will mich an der reinen Luft berauschen, in meiner Laube sitzen, meinen Kleinen auf die Knie nehmen, mein Weib mit den Armen umschlingen und in den Himmel schauen ohne Ende . . .

Ich gehe schon. Ich gehe tiefer in den Park. Das Sperlingspaar schreit wie besessen hinter mir. Ich bedaure, daß ich eine Stunde zu lange am Schreibtisch geessen habe.

Der Abend ist herrlich. Ich möchte die ganze Welt umarmen. Die Welt ist so schön! . . . Weht mir Luft, Luft und Sonne, viel Sonne! Die Natur ist abends mild und zärtlich. Es ist, als wollte sie sagen: Komm, ruhe aus nach der Tagesarbeit. Ruhe aus!

Ich athme die balsamische Luft ein. Noch einen Augenblick und ich bin zu Hause, . . . glücklich! Pst! Ich gehe leise, auf den Fußspitzen. Die Sonne ist schon untergegangen. Ich klettere über den niedrigen Zaun, der die Fabrik von meinem Gärtchen trennt. In der Laube höre ich gedämpfte Stimmen. Pst! Pst! Ruhe! Ich werde meine Frau überraschen. Ich schleiche mich an der Laube entlang und schiebe vorsichtig die Ranken bei Seite . . .

Oa, ha, ha! Dieser Julian zu komisch! Da steht er wie ein Schulbube vor mir, ganz verlegen und schweigend. Ob ich will oder nicht: ich muß doch wohl einen ersten Ton anschlagen, denn ich sehe, daß sich der Wein am anderen Ausgang bewegt und im Dunkel eine weiße Gestalt verschwindet. Julian ist in diesem Moment urkomisch.

„Mein Lieber!“ sage ich und zwing mich, ernst zu bleiben. „Suche Dir doch ein anderes Plätzchen für Deine galanten Abenteuer. Ich möchte meine Frau nicht der Gefahr aussetzen, Dich bei Deinen Liebesgenen zu überraschen. Das wirst Du doch begreiflich finden, nicht wahr?“

Er that mir leid. Er erröthete wie ein junges Mädchen. Seine Hände, die ich ergriff, zitterten.

„Siehst Du? Deine Dulcinea hat meinem Kleinen sein Spielzeug verderben“, sagte ich nach einer Weile, auf die geringen Ueberreste des zerrissenen Spinnengewebes deutend, an denen die Spinne ängstlich hin- und herkletterte. „Schäme Dich, mein Junge!“

Ich wollte ihn nicht länger quälen und ging hinaus.

Schon bin ich im Hause. In der Kinderstube kommt mir mein Kleiner freudig entgegen, fällt mir um den Hals und küßt mich. Das Jüngste schläft ruhig in seinem Bettchen. Ich hebe die Gardine auf und sehe es lange an. Ich gehe weiter. Im Schlafzimmer finde ich meine Frau. Ich umarme sie stürmisch . . . Die Kernte! Ich habe sie erschreckt. Ich bitte um Verzeihung; noch einmal; und noch einmal.

„Ich habe Dich erschreckt, nicht wahr? Vergieb mir, mein Täubchen. Ach, erhole Dich doch! Du hast ja eiskalte Hände und Dein Kopf glüht . . . Willst Du mir heute denn gar nicht Guten Abend sagen?“

Sie glitt an mir herab, schlief, zitternd. Ihr Herz pochte heftig . . . Ich nehme sie also auf die Arme und trage sie ins Nebenzimmer. Die Lampe beleuchtet grell den gedeckten Tisch. Ich erzähle ihr von der Begegnung in der Laube. Es ist zum Lacheln!

„Du kannst Dir nicht vorstellen, wie komisch Julian war, als ich ihn auf freier That ertappte. Ich habe ihm aber die Wahrheit gesagt. Nicht wahr: nur ich darf in meiner Laube verliebte Worte flüstern?“ Ich warte nicht auf die Antwort, sondern bücke mich und küsse ihre blonde Haarkrone, deren Duft mich stets berauscht.

Da erstarrt mir das Blut in den Adern . . . Noch ein Augenblick und mein Kopf droht, zu zerpringen . . . Ich fasse sie: sie schwankt wie ein Rohr. Großer Gott, Erbarmen! . . . Auf diesen Haaren, die ich so oft geküßt habe, sehe ich . . . Sehe ich entsetzt ein Spinnengewebe! . . .

Spinnengewebe! . . .

Ich Thor!

Der Stahlarbeiterstreik.

Der große Stahlarbeiterstreik, der eine gewaltige Arbeitermasse zum Feiern zwingt und tief in die amerikanischen Wirthschaftsverhältnisse eingreift, rückt mehr und mehr in den Vordergrund des allgemeinen Interesses. Der Streik ist angeblich durch die Thatsache veranlaßt worden, daß in einigen Fabriken des Stahltrusts den Arbeitern schroff verboten wurde, sich der Gewerkschaftsorganisation anzugliedern. Aber es ist auffällig, daß selbst eine ganze Reihe arbeiterfreundlicher Blätter, so besonders in England, zwar nicht gegen die Streikenden Partei nimmt, aber doch durchblicken läßt, daß man den streikenden Arbeitern nicht in allen Punkten Recht geben könne. Man ist allgemein der Ansicht, daß die Gewerkschaftsführer der amerikanischen Arbeiter von dem Casacrenwahn der großen Trustleiter, der Carnegie, Morgan und Genossen, angesteckt sind, denen bekanntlich in dieser Welt nichts unerreichbar scheint, was ihrem Willen als wünschenswerth vorzujweibt. Eine ähnliche Nachjülle dürfte auch Herrn Schaffer, dem Leiter des großen Stahlarbeiterverbandes, als ein Ideal erscheinen, das er allen realen Widerständen zum Trotz verwirklichen will. Aber die meisten sozialpolitisch erzogenen Menschen stehen heute in Streikfällen von vorn herein fast immer auf der Seite der Arbeiter, weil sie meinen, daß selbst dem am Besten gestellten Arbeiter eine Erhöhung seines kargen Verdienstes immer noch zu gönnen ist. Und gerade den amerikanischen Arbeitern wird man um so mehr Sympathien entgegenzubringen gewohnt sein, weil sie Arbeitgebern gegenüber stehen, deren Milliardenbesitz durch die rücksichtslose Ausbeutung aller Chancen ins Unendliche zu wachsen droht. Trotzdem müssen Sympathien oder Antipathien in diesem Fall hinter das außerordentliche Interesse zurücktreten, das der Stahlarbeiterkampf in Bezug auf wichtige Fragen der Trusttheorie bietet. Es war eigentlich vorauszusehen, daß der Zeitpunkt bald kommen müsse, wo die Trusts, nachdem sie der ähneren Konkurrenz ihr Verbot aufgezwungen hatten, auch an die Ordnung ihrer inneren Organisation denken würden. Der Trust bekennet ein oberstes Prinzip: das der unbedingten Herrschaft. Er muß nach außen hin konkurrenzlos sein, um durch Forderungen der Arbeiterorganisationen in der willkürlichen Festsetzung der Preise nicht behindert zu werden. Damit ist noch durchaus nicht gesagt, daß der Trust unter allen Umständen niedrige Löhne zahlen muß. Er kann, wie es die amerikanischen Großunternehmer in ihrem Bereich auch gethan haben, gleitende Lohnskalen festsetzen, deren niedrigster Satz immer noch bedeutend höher ist als die kontinentalen Durchschnittslöhne; aber er wird naturgemäß gleichzeitig versuchen, die Organisation seiner Angestellten zu zertrümmern, da er weiß, daß jeder moderne Gewerksverein der Arbeiter sich nicht darauf beschränken kann, die Löhne nur höher fixiren zu wollen, sondern streben muß, mit der Zeit auch auf den gesammten Produktionsprozeß Einfluß zu gewinnen und vor allen Dingen den größten Feind des Arbeiters, die ewige Quelle aller Preisdrückerei: die Reservearmee, zu beseitigen. Dadurch ist aber sein Interesse dem des Trusts gerade entgegengesetzt; denn einer von dessen Hauptgrundsätzen gebietet, durch eine möglichst streng durchgeführte Konzentration der Arbeit an Arbeitskräften zu sparen und durch die Einführung der bewährtesten technischen Methoden die Arbeiterzahl zu mindern.

Das hat auch Mr. Schwab, der Leiter des großen Milliardentrusts, sehr

richtig erkannt, als er vor der Trustkommission der amerikanischen Regierung sagte: Er habe während seines jüngsten Besuchs in England den dortigen Eisen- und Stahlfabrikanten vorgestellt: sie würden niemals in der Lage sein, mit den Vereinigten Staaten zu konkurrieren, so lange ihre Gewerkschaften existieren und vorschreiben dürften, daß gewisse Maschinen nur ein Drittel von Dem zu produzieren hätten, was sie in den Vereinigten Staaten erzeugen; dadurch würden die Produktionskosten natürlich bedeutend vermehrt. Die Schwierigkeiten in Bezug auf die Arbeiterorganisationen, so führte Herr Schwab weiter aus, beschränken sich also heute nicht mehr allein auf die Lohnfrage, sondern seien dadurch noch gestiegen, daß die Besitzer sich entscheiden mußten, ob sie ihre Werke unter die Kontrolle der Arbeiter stellen wollten oder nicht. Vor dem Jahre 1892 hätten die Arbeiter der Carnegie-Company nicht nur das Recht in Anspruch genommen, ihren Werkmeister selbst zu wählen, sondern hätten gleichzeitig auch einen Plan ausgearbeitet, wie die Wahl seines Nachfolgers vor sich zu gehen habe. Er — der Berichtserstatter — sei keineswegs gegen ein Uebereinkommen mit den Arbeitern in Lohnfragen, aber nur unter der Voraussetzung, daß in die Verwaltung der Werke nicht hineingeredet werde. Und Herr Schwab schließt seine Ausführungen mit der sehr bezeichnenden Erklärung: Wäre er heute noch Arbeiter, so hätte er keine Lust, einer Organisation anzugehören, in der das Prinzip der Gleichmacherei übertrieben werde. Der Stahlarbeiterstreik zeigt aber doch, daß für den modernen Arbeiter nicht nur das gute Einkommen maßgebend ist, sondern daß er sich auch gegen die Wechselfälle des Betriebes sichern und lieber eine Verminderung seines Einkommens durch die Satzungen des Gewerkschafts hinnehmen will, wenn er nur für die Zukunft gesichert ist.

Man sieht, welche wichtigen Prinzipienfragen durch den Ausgang des Stahlarbeiterstreites entschieden werden sollen. Er wird vor Allem zeigen, welche von den beiden großen Organisationen die mächtigere ist: die Gewerkschaften oder die Trusts. Auch für die kontinentale Geschäftswelt ist dieser Streik von ganz außerordentlicher Bedeutung, weil ein Sieg der Arbeiterorganisation die Konkurrenzfähigkeit des Trusts immerhin beträchtlich schwächen müßte. Hier zeigt sich ja gerade wieder, wie berechtigt die so oft mißdeutete internationale Auffassung der modernen Arbeiterbewegung ist. Die Arbeiterschaft will ja abhichtlich die Arbeitsbedingungen in allen Theilen der Welt möglichst gleichartig gestalten, gerade um zu verhüten, daß die organisierte Arbeiterschaft in dem einen Lande durch die unorganisierte des anderen gefährdet werde. Siegen die Stahlarbeiter — was nicht ganz unwahrscheinlich ist, weil die Leiter des Trusts große Börseninteressen wahrzunehmen haben —, so ist es fast ausgeschlossen, daß der Trust in so rückichtsloser Weise wie bisher seine Exportpolitik fortsetzen kann. Dann wären die europäischen Länder von dem Ab der amerikanischen Konkurrenz für den Augenblick befreit und dürften aufathmen. Aber die amerikanischen Arbeiter leisten durch diesen Streik nicht etwa nur dem Auslande gute Dienste, sondern auch dem amerikanischen Volk. Denn in dem Augenblick, wo der Trust seine Exportthätigkeit einschränken muß, ist er auch in der Lage, dem inländischen Markt viel niedrigere Preise machen zu können. Er wird sogar im eigensten Interesse dazu gezwungen sein, um durch vergrößerten Absatz im Inlande zu ersetzen, was durch verringerten Export ihm draußen entgeht. Plusus.